N12<527804835 021
ubTÜBINGEN

Ein kanaresisches Fabrikstädtchen.

Nach Mittheilungen des Basler Missionars G. Kies zu Guledgudd.

1. Guledgudds Lage.

Für richtige Würdigung der Mission, ihrer Hindernisse, ihrer Erfolge, ihres Ganges, ihrer Bedürfnisse ist ein Haupterforderniß richtige, detaillirte, anschauliche Erkenntniß jeder der Bevölkerungen, mit welchen sie es zu thun hat. Von diesem Gesichtspunkt aus bietet die nachfolgende Schilderung des indischen Städtchens Guledgudd, in welchem Missionar Kies vor etwas mehr als zehn Jahren eine Missionsstation begründet hat, vielfaches Interesse dar, zumal die Verhältnisse Guledgudds bei vielen der indischen Städte im Wesentlichen wiederkehren.

Guledgudd liegt 16° 13′ nördlich vom Aequator, 75° 51′ östlich von Greenwich. Es gehört zum Taluk oder Oberamt Badami, dieses selbst zum Kollektorate (Steuereinnehmereikreis) Belgaum und deshalb zur Präsidentschaft von Bombay. Das Städtchen ist dicht am Fuße des Guleda Gudda erbaut, der es von West und Nord in Ellbogenform umschließt und 500—600′ relative Höhe hat. Wie alle seine Nachbarn besteht dieser Berg aus Sandstein von bunter Farbe und dicken Schichten in zum Theil ganz horizontaler Lage; die mannigfach gestalteten Sandfelsen und die bebuschten Abhänge des Berges geben der Landschaft zumal in Vergleich mit der Eintönigkeit der benachbarten schwarzen Ebene ein malerisches Aussehen. Diese Sandsteinhügelgruppe fängt 10 Stunden südlich von hier bei Gadschendraghar an und läuft in einem 12 Meilen langen Bogen, an dessen nördlichem Rande Guledgudd liegt, in westlicher Richtung über Badami und Ramdurg bis Samodatti vor. Wie eine Insel sekun-

dären Gesteins liegt sie inmitten der Ur- und Uebergangsformationen (Granit, Grauwacke, Thonschiefer), welche die Unterlage bilden von dem merkwürdigen schwarzen Trappniederschlag, dem sogenannten Cottonground (= Baumwollen-Boden) der englischen Geologen, der das weitgedehnte regenarme Blachfeld so fruchtbar macht. Vielfach werden an diesen Hügeln vortreffliche Handmühlsteine gebrochen und auf Eseln nach allen Richtungen weit in die Ebene verbracht. Guledgudd selbst besitzt vorzügliche Quader- und Plattenbrüche; ein Schleifstein, der vor etlichen Jahren von hier über Mangalur auf die Madras-Ausstellung geschickt worden ist, erregte daselbst allgemeine Verwunderung, weil Niemand geglaubt hatte, daß derartige Gesteine in Indien zu finden seien. Zwischen zwei Hügelreihen eingedrängt besitzt Guledgudd nicht viel Feld; nicht einmal eine eigene Markung hat die Stadt, sie ist auf dem Gebiet des alten Bauerndörfchens Hartole erbaut. Nur gegen den, eine Stunde östlich vorbeifließenden, Malabahari-Fluß (Malpurba auf der Karte) erweitert sich die bebaubare Thalsohle. Diese durchzieht ein Regenbach, der das ganze Jahr hindurch nie ganz vertrocknet und die fast baumlose Stadt mit dem nöthigen Wasser versieht. In der heißen Zeit werden von dem Sandsteine die Sonnenstrahlen aufgesaugt und nachher wieder ausgehaucht; das macht die Nachmittage und Abende merklich schwüler als sie sonst sein würden; gleichwohl kann im Ganzen das Klima nicht ungesund heißen, nur daß die Cholera längere Zeit zu verweilen pflegt, wenn sie einmal in denjenigen Stadttheil gerathen ist, der durch den Ellbogen des Berges von dem Windzug abgeschlossen wird.

2. Die Entstehung der Stadt.

Vor ungefähr 250 Jahren ward auf dem Berge, an dessen Fuße jetzt Guledgudd liegt, eine Burg gebaut. Ein aufgescheuchter Hase hatte sich muthig gegen den Jagdhund gestellt; dieß schien den Jägern von so guter Vorbedeutung, daß sie ihren Hauptmann veranlaßten, seinen Wohnsitz auf diesem Berge aufzuschlagen. So ward der Berg auf eine Reihe von Generationen zur Residenz für Bischtappa Naik — dieß war der Name des Mannes — und für seine Söhne; als Lehensträger (Desai) eines muhammedanischen Fürsten regierten sie über die Gegend umher. Ihre Arbeit hat freilich zumeist in Raubzügen bestanden, wie bei so vielen der Ritter, die im Mittelalter auf

den deutschen Burgen hausten. Gleichwohl fand sich unter den Desai's oder Lehensträgern auf jenem Berge auch einmal ein friedfertiger gerechter Herr, welcher Gopala hieß. Das Land umher war damals von Kriegen durchwogt. So suchten die Bewohner bei dem Berghäuptling Schutz. Dieß der Ursprung der Stadt Guledgudd. Auch der Name der Stadt deutet hierauf; massenhaftes Flüchten wird im Kanaresischen durch gule bezeichnet; Guleda Gudda bedeutet Fluchtberg. Die meisten der größeren Städte in diesem Theile Indiens, nehmlich im kanaresischen Hochlande (oder Südmahratta), sind am Fuße solcher mit Burgen gekrönter Berge erbaut, ohne Zweifel aus derselben Ursache, um in den so oft wiederkehrenden Kriegen der Bevölkerung einen nahen Zufluchtsort zu gewähren. Seit Guledgudds Gründung sind nun etwa 120 Jahre verflossen. Die Herren des Berges bauten sich dann auch in die Mitte der Stadt ein Schloß.

Gopala's Nachfolger haben sich zu ihrer Vorfahren Räuberei zurückgewandt. Einer derselben, der fünf Elephanten hielt und seine Herrschaft auf vierzehn Dörfer auszudehnen wußte, trieb es sogar für Hindu's allzubunt. Da kam auf Anstiften der wohlhabenden Bauern des benachbarten Sirur der mächtige Bagalkote-Fürst einstmals in einer Festnacht daher, überfiel das Räubernest, zerstörte die Burg. Der Raubritter selbst war ihm entwischt. Er wußte ihn aber — zumal durch Vermittlung seines verrätherischen Sohnes — sicher zu machen, lockte ihn unter dem Vorwande, an einem unbändigen Prachtrosse seine Kunst zu versuchen, nach Bagalkote, und warf ihn dort in einen stählernen Käfig, worin er laut der Erzählung vor Kummer und Elend bald gestorben ist. Von da an gieng es mit der Herrlichkeit der Guledgudda-Desai's schnell bergab. Ihre brahmanischen Schreiber hetzten, um im Trüben zu fischen, die verschiedenen Zweige der Familie gegen einander, und die daraus sich entspinnenden Prozesse brachten alle mit einander, am Ende auch die Aufwiegler selber, so sehr in Schulden, daß als vor sechs Jahren, in Folge des Erlöschens der männlichen Erblinie, die Regierung ihre Güter confiscirte, den Bagalkote Bankiers für viele Tausend Rupies nichts als die leere Mauer des schnell zerfallenden Schlosses verblieb.

Bei dem Letzten des Hauses gab es noch nach seinem Tode einen Auftritt, der für das Kastenwesen charakteristisch ist. Um nehmlich den blinden Mann ganz in seiner Gewalt zu haben, hatte sein Schreiber ihn überredet, den Linga (d. i. die sinnbildliche Figur, unter

welcher die Zeugungskraft des Gottes Siva angebetet wird) zu vertauschen mit dem religiösen Abzeichen der Brahmanen, der Brahmanenschnur. Als nun etliche Jahre nachher der Mann starb, handelte es sich darum, wer die Leiche bestatten sollte. Die Brahmanen sagten, trotz der getragenen heiligen Schnur sei der Verstorbene nicht besser, als alle seine Vorfahren, nehmlich ein unreiner Jäger gewesen. Die Lingaiten dagegen behaupteten, durch das Wegwerfen des Linga habe derselbe sich selbst des Vorrechtes seiner Familie begeben, in einem Lingaitenkloster begraben zu werden. Es kam so weit, daß der Oberamtmann einschreiten mußte. Als schlauer Brahmane that dieser den Spruch, daß, da es sich blos um das Tragen eines Linga handle, die Linga-Priester der Leiche einen solchen anhängen und den Neueingeweihten in ihrem Kloster begraben sollen. Das geschah denn auch mit aller Feierlichkeit. Aber die Lingaiten schütteln noch heutigen Tags darüber den Kopf.

3. Statistik der Bevölkerung.

Nach dem im Jahre 1851 aufgenommenen obrigkeitlichen Census wohnen in den fünf Stadtquartieren Guledgudds folgende Kasten:

I. Hindu's.

Brahminen	267
Gold- und Silberarbeiter	69
Schmiede	10
Zimmerleute und Schreiner	30
Armspangenmacher (Glaser)	4
Kschetri (Seidenarbeiter)	76
Dewanga- und Saleweber	798
(Roth)färber	24
Lingaiten	3410
Oelmacher	36
Hafner	62
Schneider	82
Blumenhändler	11
Barbiere	22
Waschерleute	46
Schäfer	321
Milchleute	2

Jäger	409
Palankinträger	60
Fischer und Fährleute	25
Steinarbeiter (Worder), Musikanten und Mattenflechter (Korer) samt andern geringen Kasten	278
Pariahs	72
II. Dschains	13
III. Muselmanen	613
Also im Ganzen Einwohner	6740

Davon waren männlichen Geschlechts 3523, weiblichen Geschlechts 3197.

Seither soll nach der Schätzung der Stadtschreiber und anderer verständiger Leute die Zahl um ein weiteres Tausend gestiegen sein. In einer Theurung sind vor einigen Jahren viele Leute von Osten hieher gekommen. Andere zieht fortwährend die gewerbliche Blühte des fabrikreichen Städtchens her. Man kann hienach die jetzige Bevölkerung auf etwa 8000 schätzen. Der nächste Census wird außer den Heiden und Muhammedanern auch ein Christenhäuflein anzuführen haben.

Sonst enthält das obrigkeitliche Verzeichniß noch folgende Angaben:

Häuser mit flachem Dach	863
Hütten mit Strohdach	153
Vieh: Ochsen	510
Kühe	323
Büffelkühe	416
Büffelochsen für Steinkarren ꝛc.	89
Pferde	31
Esel (von Hafnern und Handmühlsteinmachern gehalten)	85
Ziegen	291
Pflüge	63
Karren (über Land zu fahren)	2
dto. kleine zum Dünger- und zum Steinführen	20

Nach der wirklichen Beschäftigung stellen sich die Verhältnisse der Einwohner folgendermaßen:

1. Von öffentlichen Aemtern nähren sich 12 Brahmanenfamilien als Ortsschreiber der fünf Stadttheile und einiger umliegenden Dörfchen; ungefähr 20 Familien aus den Jägern, Schäfern und Palankinträgern als Polizeidiener, Thor- und Nachtwächter.

2. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist die Fabrikation von Zeugen aus Baumwollengarn und Seide, oder die Weberei mit den dazugehörigen Nebengewerben. Davon nähren sich über $^5/_8$ der Einwohner.

3. Der Feldbau nimmt eine sehr untergeordnete Stelle ein. Etwa den vierten Theil der Bevölkerung mag er beschäftigen, nehmlich $^1/_5$ der Lingaiten, sodann die Mehrzahl der Schäfer und Jäger, endlich noch wenige Angehörige anderer Kasten. Die meisten und besten Felder sind im Besitz oder Pacht der Brahmanen und der reichen Weber und Handelsleute, welche sie von den eben genannten Kasten bebauen lassen.

4. Der Handel ist, so weit er nicht mit der Manufaktur zusammenhängt, von keiner Bedeutung. 20 Spezereiläden und 10 bis 12 Leinwand- und Zeugbuden, von eben so vielen Lingaiten-Krämern besorgt, befriedigen zusammen mit den Wochenmärkten, zu welchen die Umgegend ihr Getreide und Gemüse bringt, das Bedürfniß der Stadt und der Nachbardörfer. Nur sind bei dieser Rubrik noch die 13 Brahmanen-Häuser zu nennen, welche unter dem Namen von Bankiers und Wechslern den Aermeren ihr Brod wegfischen.

5. Die übrigen Gewerbe ernähren, wenn man nicht, wie der obige Census thut, die Köpfe, sondern die Familien zählt, 10 Gold- und Silberarbeiter, 1 Schmied, 4 Schreiner und Zimmerleute, 12 Hafner, 10 Schneider, 4 Kattundrucker, 5 Schuhmacher, 4 Oelmacher, 3 Spangenhändler, 4 Seiler und Polsterer, 5 Wascherleute, 2 Barbiere, 3 Musikanten. Armer Taglöhner ist es eine kleine Zahl. Alles Glück und Heil aber hängt endlich ab von 4 Sterndenter-Brahmanen.

4. Näheres über Industrie und Handwerk.

Nach obrigkeitlicher Zählung waren vor 11 Jahren in Guledgudd über 1800 Webstühle im Gang. Seither hat ihre Zahl eher zu- als abgenommen. Davon weben höchstens 100 Stühle weiße Waare, und zwar meist nur Packtuch und ganz geringe Kinderkleider; die übrigen alle fabriziren „Kuppasa", d. h. Frauenkittelchen, die ohne Ausnahme schmälere oder breitere Seidenränder haben, während das Mittelstück entweder ganz von Baumwolle oder mit Seidenstreifen untermischt oder auch ganz seiden ist; bei letztern ist auch der Einschuß von seidenem, bei den geringeren Sorten dagegen von

baumwollenem Stoff, und zwar meist dunkelblau. Die Farben der Seidenränder wechseln zwischen Carmoisinroth, Kirsch(Saflor)roth, Orangegelb und Citronengelb, wozu noch weiße, schwarze und grüne Streifchen kommen. In das Taffet-Gewebe werden allerlei kleine Figuren eingewoben. Die Zeuge sind etwa drei Fuß breit. Davon kostet ein Kanna, das heißt soviel als zu einem Frauenkittelchen erforderlich ist (17—18 Decimalzoll lang), von 2 Annas bis 2 Rupies.*) Solche Waare soll in Guledgudd jährlich für etwa 400,000 Rupies fabrizirt und ausgeführt werden. Das dazu verwandte Garn ist halb einheimisches, halb englisches. Ersteres wird von den Bauernweibern der Umgegend und (die feinern Sorten) von den Pariahs (dem niedersten, kastenlosen Theile der Bevölkerung) gesponnen, meist auch von ihnen selber auf den Wochenmarkt gebracht; letzteres dagegen lassen hiesige und Bagalkote Kaufleute von Bombay kommen. Das englische Garn soll sich seiner Gleichheit wegen besser für die feinere Waare eignen, stehe jedoch an Dauerhaftigkeit dem einheimischen weit nach und sei auch noch etwas theurer als dieses. Von der Seide wird der dritte Theil in Indien selbst in der Gegend von Bangalore gewonnen, zwei Drittheile werden durch Bagalkote-Kaufleute über Bombay aus China bezogen. Von den nöthigen Farbstoffen kommt Cochenille, Japanholz u. s. w. gleichfalls aus dem Bombay-Handel, Indigo von Kadapa im ostindischen Telugulande, Saflor, Krapp und Kurkumä von Bengalen, Orangepulver von den Ost- und Westghats Indiens, wo es als Staub auf einer Waldfrucht gefunden werde. Alle diese Materialien werden von den sie beziehenden Kaufleuten den Fabrikanten in der Regel auf vier-, sechs- bis achtmonatlichen Kredit gegeben, natürlich gegen hohen Zins. Durch diese Einrichtung wird es möglich, daß sehr viele Weber durch Hin- und Herschieben von einem Kaufmann zum andern und durch andere Mittelchen Jahre lang ihr nicht selten ausgedehntes Geschäft ganz und gar mit fremdem Gelde treiben. Außer wenigen reichen und einer Anzahl halbbemittelter Fabrikanten soll die große Mehrzahl der hiesigen Weber aus solchen Kreditheiden bestehen. Natürlich muß die geringste Handelsstockung (wie z. B. vor einigen Jahren wegen Ausbleibens der chinesischen Seide in Folge der Unruhen zu Canton)

*) Ein Anna = 15 Centimes oder 4 Kreuzer, eine Rupie = 2½ Franken oder 1 fl. 10 kr.

solche Geschäfte zum theilweisen oder gänzlichen Stillstand bringen. Gantfälle gehören daher zur Tagesordnung. Die fertigen Fabrikate werden zum Theil von denselben Kaufleuten, welche die Rohmaterialien herbeischaffen, nach Solapur, Punah und Bombay ausgeführt, zum Theil durch Händler von Belgaum, Mirtschi, Pandarpur und andern näherliegenden Orten aufgekauft; einzelne Fabrikanten beschicken auch selber die Märkte der Umgegend. Im Ganzen kann Guledgudd nicht über Mangel an Absatz klagen. Hierin hat es offenbar einen Vorsprung vor vielen anderen der indischen Weberorte, den es ohne Zweifel der größern Feinheit und Eigenthümlichkeit seiner Fabrikate verdankt. Denn während, wie es scheint, die an Frauenkittelchen hier zu Land als wesentlich betrachteten Seidenränder diesen Artikel bis jetzt vor englischer Nachahmung geschützt haben, wird die einheimische weiße Waare immer mehr von der viel feineren und wohlfeileren Manchester-Leinwand verdrängt. Auch die Ausfuhr gefarbter langer Frauenkleider nimmt mit jedem Jahre zusehends ab. Ein sachkundiger Beamter schreibt diese, für unser benachbartes Betigeri und für viele andere Weberorte mit ähnlichem Fabrikat immer verderblicher werdende Veränderung mit vieler Wahrscheinlichkeit außer der direkten englischen Konkurrenz dem Umstande zu, daß durch die Einfuhr des englischen Garns die günstige Lokalität für einheimische Weberei vom Inlande an die Küste verlegt worden sei. Früher nämlich hatten die Weberorte des Südmahratta-Landes, gelegen inmitten einer Baumwolle bauenden und Baumwolle spinnenden Bauernschaft, durch diese ihre Lage einen großen Vortheil vor der Konkani- und Malabar-Küste, deren Landschaften für den Baumwollenbau ungeeignet sind, jetzt dagegen ist der Küste entlang das englische Garn wohlfeiler als im Hochland zu bekommen. Jener Beamte sagt daher in seinem Bericht, daß es ihn nicht wundern würde, wenn am Ende ein großer Theil der kanaresischen Weberbevölkerung nun selbst an eben diese Küste auswandern würde, wohin in der guten alten Zeit die meisten ihrer Fabrikate ausgeführt wurden.

Hinsichtlich der übrigen Handwerker muß in der Heimat jedem Leser obiger statistischen Angaben das Mißverhältniß auffallen, in welchem dieselben nach europäischen Begriffen sowohl zu der Gesammtbevölkerung als unter sich selber stehen.

Daß für eine Fabrikstadt von nahezu 8000 Einwohnern, welche jährlich für ½ Million Gulden Gewebe liefern, 10 Schneidersami-

lien mit einigen gelegentlichen Nähterinnen ausreichen, dürfte vielleicht eher zu Gunsten der Hindu's sprechen als umgekehrt. Ihre Vorfahren sind, nach dem Ausdruck eines amerikanischen Indianers, nicht so thöricht gewesen, die Leinwand erst in hundert Stückchen zu zerschneiden, um dieselbe nachher wieder mit vieler Mühe zusammenzunähen, sondern Männer und Frauen winden ihre meisten Kleider, ganz wie sie vom Webstuhl kommen, um den Leib. Außer den Frauenkittelchen und Kinderhauben sind es nur die mit den Muhamedanern eingewanderten und bis heute noch seltenen Männer-Röckchen, welche einen Schneider erfordern. Von der unsinnigen Tyrannei der alle Zeit wechselnden Pariser Mode, die zu Hause manchen Familienvater so schweres Geld kostet, wissen die Hindu's glücklicherweise nichts. Dagegen behängen sie, wie die meisten Orientalen, den ganzen Leib mit Glas, Kupfer, Messing, Elfenbein, Silber, Gold, Perlen und Edelstein. Sie werden hiefür von den Europäern ausgelacht; aber es fragt sich, wer die größeren Thoren sind, die Sklaven von Paris, denen für ihre vielen von der Mode abgeschätzten Kleider nichts zufällt, oder die Hindu's, deren Schmuck jeden Augenblick so gut ist als baares Geld, und sie eigentlich blos den Lohn des Machens und Umgießens kostet. Aber zehn Gold- und Silberarbeiter und dagegen nur Ein Schmied, der mit seinem Bruder und Sohne überdieß noch alle Schlosser- und sonstige Eisenarbeit verrichtet, und zwar nicht blos für die Stadt allein, sondern auch noch für mehrere umliegenden Bauerndörfchen! Ebenso nur vier Zimmermeister, die mit etlichen Brüdern und Vettern zugleich auch Schreiner, Wagner, Drechsler u. s. w. sind! Daraus allein schon läßt sich schließen, wie weit die Kultur der Hindu's hinter der europäischen zurück sein muß. Alle ihre Einrichtungen und Werkzeuge sind in der That von der rohesten Art, und es ist für uns fast unbegreiflich, wie ihre geschmeidigen Hände damit vergleichungsweise dennoch so feine Arbeit liefern. Den Hindu's gilt für das wohlfeilste, was am wenigsten Auslagen kostet, für das einträglichste, was sogleich etwas abwirft. Diese kurzsichtige Wirthschaft hält sie nicht allein von allen Unternehmungen, die viel Einsatz und langes Warten auf Ertrag voraussetzen, sondern auch von allen Fortschritten in den gewöhnlichen Künsten und Fertigkeiten des Lebens zurück, so daß man wohl sagen kann, während der letzten zweitausend Jahre seien die Bewohner Indiens auch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen, vielmehr gehe mit jedem

Mannesalter mehr von der Geschicklichkeit ihrer Vorfahren zu Grab. Sie selber schreiben die in alten Tempeln oder auf Brunnen und an andern Orten noch übrig gebliebenen Kunstwerke ohne Ausnahme früheren Weltaltern zu. Denn das steht ihnen fest, daß es Wahnsinn wäre, in dem Kalijuga, das heißt in unserem Weltalter, dem letzten und schlechtesten von allen, das dreitausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung begonnen hat, aber freilich noch mehr als 420 Jahrtausende währen soll, irgend etwas der Art anstreben zu wollen. Siehe hier das andere Extrem zu der europäischen Schwärmerei, nach welcher die mit Riesenschritten sich entwickelnden Entdeckungen der Neuzeit in Kurzem die Erde in ein Paradies umwandeln sollen! Indeß muß zu der jetzigen Hindu's theilweiser Entschuldigung an die langen Zeiten äußerster Unsicherheit erinnert werden, welche der brittischen Herrschaft in Indien vorausgegangen sind. Wenn man alle paar Jahre einmal, nicht selten noch öfter, vor plündernden Kriegsheeren und Räubern in die Berge und Burgen flüchten muß, ist es nicht gerathen, kostbaren Hausrath und Handwerkszeug sich anzuschaffen; unter solchen Umständen gebietet die Klugheit, das Vermögen lieber in leicht zu verbergendem Golde und Geschmeide anzulegen. Die Leute sagen aber selbst, wieviel sich denn doch in dieser Beziehung während der letzten 20 bis 30 Jahre geändert habe, seit das englische Regiment das ganze Land sicher gemacht. Unstreitig steht nun den Schlossern, Schreinern u. s. w., besonders aber den Landbauern eine bessere Zukunft in Aussicht, als dieß nach obiger Darstellung für die Weber der Fall ist. Das müssen die Missionare bei der Ausbildung ihrer Gemeinde-Jugend zu einem Berufe im Auge behalten.

5. Politische Verfassung.

Die Ortsbehörde besteht nach dem Mahratta-System in jedem Dorfe aus folgenden Personen: 1. dem Ortsschreiber (kanaresisch Schanabhoga, mahrattisch Kulkarni), welcher immer ein Brahmane ist); 2. dem Obmann (kanaresisch Gauda, mahrattisch Patel); in größeren Orten ist ein Gauda fürs Steuerwesen und ein zweiter für die Polizei; 3. aus einem oder einigen Bütteln oder Amtsdienern (kan. Talawar); 4. aus mehreren Thor- und Nachtwächtern (kan. Walegara oder Halaba, mahrattisch Schedsanti). Diese vier Aemter pflanzen sich in den betreffenden Familien erblich fort; ihre

Besoldung besteht in steuerfreien Feldern von entsprechendem Betrage. Dazu kommen in größern Orten und Städten, wie Guledgudd, noch einige Oberamts-Polizeidiener (englisch-indisch: Peon, sprich Pijun) und Landreiter (mahrattisch Sawär), welche Monatsgehalt haben und von Zeit zu Zeit gewechselt werden.

Unter diesen obrigkeitlichen Personen nimmt der Ortsschreiber (in Guledgudd haben sich vier Brahmanenfamilien in die Schreiberei der fünf Stadttheile getheilt) die wichtigste Stelle ein. Er muß die Steuerbücher führen und alle amtliche Korrespondenz mit der höheren Behörde besorgen. Dazu hat ihn die Unwissenheit der Leute, ihre Unbekanntschaft mit Lesen und Schreiben und mit den officiellen Formen früher fast durchgängig, auch jetzt noch in sehr vielen Fällen, zum Vermittler auch ihrer Privatkorrespondenz gemacht. Dieß Alles zusammen giebt ihm einen fast unbeschränkten Einfluß auf alle ihre Angelegenheiten, und der schlaue Brahmane ist nicht müßig, denselben zu seinem Vortheil auszubeuten. Hiezu bieten ihm die Schlechtigkeit der Leute selber und ihre tausendfachen Intriguen gegen einander, zu welchen in den meisten Fällen zuvor sein Rath und seine Mithülfe erkauft wird, die schönste Gelegenheit. Wie eine Spinne in ihrem Verstecke ihr ausgespanntes Netz bewacht und beim ersten Zittern desselben auf die darin verwickelte Fliege losrückt, so lauert der Ortsschreiber Tag und Nacht auf die guten Stunden, da er Reichen oder Armen ihr Theilchen abjagen kann. Hat ein erbenlos Verstorbener Tausende von Rupies hinterlassen, die nun nach dem Landesgesetz dem Staat anheim fallen sollten, so bringt der Ortsschreiber angebliche Erben daher, um mit ihnen dann das Erbe zu theilen; hat aber ein armer Schuhmacher ein neues Paar Schuhe auf dem Markte ausgestellt, warum soll der Schreiber dieses Kleine verachten, wenn er mit guter Manier hineinschlüpfen und davonspazieren kann? Vor einigen Jahren hat einmal einer dieser „Ortsväter" (das ist der Name, welchen das schmeichlerische Volk den Diebsgesellen bei jeder Gelegenheit giebt) von einem Krämer im Vorbeigehen ein Pfund Molassenzucker verlangt, der Krämer aber hat die Frechheit gehabt, das etwa einen Batzen betragende Geschenk dem Heischer abzuschlagen. Was war die Folge? Als bald darauf in einem andern Stadttheile ein Mordanfall sich ereignete und Zeugen dafür aufgegriffen wurden, mußte trotz allen Protestirens auch der gute Krämer vor Amt und ward drei Monate lang vor Oberamtmann, Kollektor und Richter herumgezogen;

bei seiner Rückkunft schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und weinte mitten im Bazär wie ein Kind, weil indessen Haus und Handel zu Grund gegangen war. Solche Exempel machen die Leute geschmeidig genug, Alles zu geben, um nur dem Zorn des Ortsschreibers zu entgehen. Denn, sagen sie, die englischen Beamten wechseln immerdar, auch der Oberamtmann ist auszuwarten, wie sollen wir dagegen der Rache der erblichen Obrigkeit entgehen? Sogar wenn sie unsern Ruin während ihrer eigenen Lebenszeit nicht bewerkstelligen können, sind wir damit noch nicht entgangen, weil der sterbende Vater seinem Sohne die Rachedrohung als Erbtheil hinterläßt, so daß vielleicht noch unsere Enkel die Früchte davon zu essen bekommen! — Um kein Haar besser machen es die Ganda's in ihrem Theil. Dieselben sind zwar in der Regel Sudra's, das heißt entsprossen von den schwarzen Ureinwohnern Indiens, welche einst von dem weißfarbigen Geschlechte der brahmanischen Arier unterworfen wurden, und daher auch jetzt noch weit unter der Würde der Brahmanen stehen. Wie es scheint, wollten schon die früheren Regierungen dem übermächtigen Einfluß des brahmanischen Ortsschreibers im Ganda ein Gegengewicht gegenüber stellen. Aber des Brahmanen Ueberlegenheit weiß in den meisten Fällen auch die Ganda's sich dienstbar zu machen. Beide hüten das Schaf um der Wolle willen. Das Interesse gebietet ihnen in gutem Vernehmen zu bleiben. Die kleinere Jagd läßt also Jeder den Anderen nach Belieben betreiben, aufs Großwild aber stellen sie das Jagen gemeinschaftlich an, nur daß die Ganda's hernach dem Ortsschreiber den Löwenantheil überlassen müssen.

Von den erblichen Polizeidienern und Wächtern ist notorisch, daß sie selber die Hauptdiebe sind; selten kommt ohne ihr Mitwissen und Mithelfen ein Einbruch vor. Weil dieß anerkannte Wahrheit ist, so hält sich z. B. in Bombay jeder Kaufmann oder wer sonst reich ist, einen „Ramosi", das heißt einen Wächter, im Haus, um für dessen Jahresgehalt vor seinen Diebsgesellen gesichert zu sein. Noch nicht lange haben in Guledgudd mehrere der Thorwächter einen reichen Kaufmann aus der Nachbarschaft, den sie spät Abends ihr Thor passiren sahen, in der Einöde überfallen. Gilt es einem bedrängten Bürger zu Hülfe zu eilen, so werden natürlich diese Polizeidiener unsichtbar. Dagegen bei dem Aufstande in Nordindien sind vor Allem sie es gewesen, welche die fliehenden Europäer und die eingeborenen Christen so schrecklich mißhandelt und dahingemordet ha-

ben. — Auch die Landjäger und Landreiter gehören zu dieser Compagnie. Ihr bloßes Erscheinen vor einem Hause verbreitet Schrecken, nicht unter dem Gesindel, dieses weiß sich in der Schenke und schlechten Häusern mit ihnen abzufinden, aber unter den arbeitsamen Bürgern und wohlhabenden Gutsbesitzern, für welche solcher Besuch immer Böses bedeutet. Haben sie z. B. für irgend ein Verhör Zeugen vorzufordern, so lassen sie wo möglich die Betheiligten gegen Trinkgeld entschlüpfen und greifen dafür einige reiche Nachbarn auf, um auch von ihnen ein schönes Lösegeld herauszuschlagen. Denn vor die Obrigkeit als Zeuge gezogen zu werden, betrachtet der ehrliche Bürger als das Schlimmste, was ihm begegnen kann. Daher kommt es, daß bei Verbrechen die Nachbarn und Vorbeigehenden, statt dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen und den Uebelthäter zu greifen, so schnell als möglich sich aus dem Staube machen, um nicht hintennach zeugen zu müssen, und daß, wenn der einberufende Amtsdiener erscheint, die ganze Nachbarschaft die Thüren schließt und die Männer aus den Häusern eilen. Seit Jahren hat die löbliche Polizei der Stadt Guledgudd auch das im Brauch gehabt, unter Vorschützung eines verdrehten Gesetzes die Leichname heimatlos und erbenlos Verstorbener nicht begraben zu lassen, bis die Bewohner des Hauses, in welchem die Leiche lag, den Verwesungsgeruch nicht länger aushalten konnten und sich deshalb zur Bezahlung einer gehörigen Summe verstanden haben. Einmal soll es darüber so weit gekommen sein, daß die ganze Nachbarschaft für einige Tage die Wohnungen zu verlassen genöthigt war.

Wäre bei den höheren Behörden Alles in Ordnung, so könnten die niedrigen begreiflicher Weise keine solche Wirthschaft führen. Richten wir also die Blicke höher hinauf! Die Bezirksobrigkeit (in der Bombay-Präsidentschaft Mamledar oder Subedar, sonst Thasildar genannt) residirt für den Talut (das Oberamt), zu welchen Guledgudd gehört, in dem fünf Stunden südwestlich gelegenen Bâdami. Von hier aus regiert der Oberamtmann mit Hülfe von zwei Unteramtleuten (Mahâlkerri) die 227 Ortschaften seines Bezirkes. Auch ein Aktnar (Schreschtedar) und eine Anzahl Schreiber (Kârkun) stehen ihm zur Seite. Alle ohne Ausnahme sind Brahmanen, von denen jeder als natürlich und durch das Herkommen sanktionirt betrachtet, daß er aus seinem Dienst soviel als möglich herausschlagen müsse. Den Regierungsgehalt nennen sie das Salz, aber den Zucker müsse man von den Leuten selber bekommen. Den Oberamtleuten

selbst meinten die Engländer durch 150—200 Rupies Monatsgehalt das Stehlen abzugewöhnen, aber umsonst. Zwar von einem vor einigen Jahren hier degradirten Mamledar ist es so ziemlich gewiß, daß er keine Bestechung genommen hat, aber nur weil er zu einfältig gewesen ist. Dafür hat der Schreiber, in dessen Hände der unbeholfene Mann gerathen war, einen um so größeren Goldhaufen zusammengebracht. Der Vorgänger dieses Oberamtmanns aber, ein durchtriebener Schurke, hatte es so unverschämt getrieben, daß er eine Anzahl Tänzerinnen, die er zum eigenen Gebrauche hielt, auf seinen amtlichen Touren mit sich führte und in den größern Orten aufspielen ließ, wobei die vermöglichen Einwohner, gutwillig oder gezwungen, zum Unterhalt beisteuern mußten. Auch ließ er durch seine Amtsdiener unter den herbeieilenden Zuschauerinnen der nächtlichen Spiele die schönsten abfangen und auf die Seite führen. Und wehe dem Vater oder Ehemann, der sich für die Ehre seiner Frau oder Tochter zur Wehre setzte. Der jetzige Polizeiganda dieser Stadt soll seine Anstellung hauptsächlich seinem Geschick in solchen Kuppeleien zu verdanken haben.

Aber warum schreiten die englischen Beamten gegen solche Schlechtigkeit ihrer Untergebenen nicht ein? Diejenigen, welche damit in unmittelbare Berührung kommen, können nicht helfen, und die höchsten, welche allein die Macht dazu hätten, wollen nicht glauben, daß die Dinge in solcher Weise getrieben werden. Gerade die tüchtigsten unter den Kollektoren, Kommissarien, Richtern und ihren Assistenten sind es nicht selten, die nach ernstlichem Anlauf und jahrelanger Anstrengung an der Möglichkeit wirklicher Besserung gänzlich verzweifeln. Auf der einen Seite haben sie es zu thun mit Schreibern und Unterbeamten, die alle vom ersten bis letzten zu derselben Ungerechtigkeit verschworen sind, und deren keiner über den andern die Wahrheit zu sagen wagt, weil er selber kein gutes Gewissen hat und wohl weiß, daß die Uebrigen nicht ruhen würden, bis sie den Verräther aus ihrer Mitte hinausgedrückt und völlig ruinirt hätten. Dazu ein in Lüge und Meineid versunkenes Volk, in welchem gleichfalls fast keinem zu trauen ist und keiner die Uneigennützigkeit oder den Muth hat, für das gemeine Beste einzustehen. Auf der andern Seite sind den englischen Beamten, diesen jedem Zeitungsangriffe und doppeltem und dreifachem Appelliren ausgesetzten Männern, die Hände gebunden durch eine Unzahl wohlgemeinter aber schlecht ange-

legter Gesetzesformalitäten, welche den abgefeimten Brahmanen ebenso viele Schlupfwinkel bieten. Endlich nicht zu vergessen der beständigen Versetzungen aus einer Provinz in die andere, und wie häufig hiebei in eine andere Sprache und in gänzlich andere Verhältnisse! Dieses zusammen ist genug, auch dem Thatkräftigsten den Muth zu brechen und ihn dahin zu bringen, daß er nur die immer wachsende Masse der laufenden Arbeiten Tag für Tag sich wieder vom Halse schafft, Land und Leute aber, oft mit schwerem Herzen, ihrem Schicksale überläßt. So lange nicht eine durchgreifende Veränderung in der Verwaltung eintritt, daß nämlich mehr Engländer und Christen angestellt werden, und so lange nicht diese Beamten, ungehemmt durch gesetzliche Formalitäten, englische Gerechtigkeit in der für Asiaten bis jetzt allein verständlichen Form des Despotismus handhaben dürfen, ist von der Obrigkeit eine wesentliche Verbesserung der indischen Volkszustände nicht zu erwarten. Gebe Gott, daß in dieser Beziehung die ernste Lektion des Militäraufstandes ihren Zweck bei den Gesetzgebern und Administratoren dieses großen Landes erreichen möge!

Aber ich kehre noch einmal zurück in den Kreis der Ortsgemeinde. Der Selbsterhaltungstrieb der Bevölkerung hat in älterer Zeit den Behörden ein freies bürgerliches Institut, einen Bürgerrath, gegenübergestellt, welchem der hochtönende Name Deiwa = Götterrath gegeben wurde. Jedes der fünf Stadtquartiere Guledgudds besitzt einen solchen Götterrath. An seiner Spitze steht der Petegauda oder Quartiervormann. Ein Ahnherr des Petegauda hat einst den Bau des Quartiers von der Regierung ausgewirkt und auf sich genommen, dafür sind ihm und seinen Nachkommen die jetzigen Vorrechte eingeräumt worden. Die übrigen Mitglieder des Götterrathes verdanken die Mitgliedschaft ihrem Verstand oder Reichthum, vielleicht auch nur ihrer Kunst, sich vorzudrängen.

Giebt es Familienzerwürfnisse, Theilungsstreitigkeiten, sonstige Händel, so eilen die Hadernden zuerst zu einem dieser Quartier-Aeltesten. Wird er nicht allein mit ihnen fertig, so ruft er seine Kollegen zu Hilfe. Wer auch diese nicht hört, wird sich selbst überlassen. Er mag dann bei der Ortsbehörde oder bei den Oberamtei-Brahmanen sein Glück selber versuchen. Für die Folgsamen treten nöthigenfalls die Deiwa-Mitglieder vor der Obrigkeit ein. In Angelegenheiten der ganzen Stadt treten die Aeltesten der einzelnen Quartiere zu einem gemeinschaftlichen Stadtrath zusammen.

Dieser Bürgerrath wäre nun an sich in hohem Grade geeignet Segen zu schaffen. In Wirklichkeit bringt er dem Volke wenig Gewinn. Die Schuld hievon liegt vor Allem in der allgemeinen Schlechtigkeit. Diese läßt auch die Deiwa-Aeltesten nicht einmal in ihrem eigenen Quartier, geschweige denn in allgemeineren Dingen zu einem aufrichtigen und vertrauensvollen Zusammenwirken kommen. Jeder denkt bei Allem immer wieder nur an sich selber, und wie unter dem Vorwande der Gemeinnützigkeit ein Vortheil zu erschleichen, seinem Gegner ein Schaden beizubringen sei. Dessen ist jeder vom andern zum Voraus so gewiß, daß sie bei ihren Berathungen mit dem größten Mißtrauen zu Werke gehen. Ein weiterer Grund liegt in der Ueberlegenheit der Brahmanen über das Volk. Diese in alter Zeit aus dem Nordosten gekommenen, den Europäern stammverwandten Söhne des alten Arja-Volkes stehen schon an natürlicher Begabung über dem schwarzen Volke, den Ureinwohnern Indiens. Dazu sind sie die Erben mehrtausendjähriger Bildung, auch klug genug, ihrer Fortbildung obzuliegen und fest unter sich zusammenzuhalten. Und seit Jahrtausenden liegt die priesterliche Macht, seit langer Zeit auch die Mehrzahl der bürgerlichen Aemter in ihrer Hand. So lange die Hindu's Hindu's bleiben, ist trotz der „Götterräthe" nicht abzusehen, wie die Brahmanen aufhören sollen, die Beherrscher der indischen Erde zu sein; nur die Durchbrechung des ganzen Lebenssystems, in welchem jetzt der indische Geist gefangen liegt, nur die Versetzung in eine andere Ordnung des Denkens und Wollens, also nur die Gotteskraft des Evangeliums wird hier Aenderung schaffen.

Dieser von den Vätern ererbte Bürgerrath Gnledgudds wird von der englischen Regierung nicht in amtlicher Weise anerkannt. Dagegen erschien vor etwa einem Jahrzehnt ein Befehl, daß in allen Städten und größeren Orten ein officieller Bürgerausschuß gewählt werden solle; man wollte ihn, in Verbindung mit den früher genannten Ortsbehörden, mit den Dingen des gemeinen Wohls, z. B. mit der Fürsorge für Straßen betrauen. Wohlmeinend gedachten die Engländer den Hindugemeinden ein Stück der englischen Selbstregierung zu geben. Allein es gieng, wie die Kenner Indiens von Anfang an erwarteten. In wenigen Orten kam dieser „Fünferrath" (Pantsch) zu Stand, und auch in diesen keineswegs durch freie Bürgerwahl. Freie Wahl ist diesem Volke ein unbegreifliches, unglaubliches Ding. Wenige Einflußreiche aus den Hindu's oder aber geradezu die eng-

lischen Oberbeamten haben diese Fünferräthe ernannt. Und was war dann gewonnen? Die Zahl der Leute war vermehrt, welche unter dem Vorwand des gemeinen Wohls den übrigen ihr Geld abnahmen, um es mit den sie dirigirenden Brahmanen zu theilen. Die Betrügereien, welche bei dieser Gelegenheit in einigen der großen Städte an den Tag kamen, waren so großartig, daß auch die eifrigsten Freunde der Selbstregierung bekannten, die Leute seien zu diesem System moralisch noch nicht reif, die Hindu's seien nicht so friedsam, die Muhamedaner nicht so ritterlich als man sich vorgestellt. Das Volk räsonnirt wohl über die große Blindheit ihrer englischen Herren, welche den Brahmanen gestatte, unter der Decke des Gesetzes die Leute auszusaugen. Bietet ihnen aber die Regierung die Hand, um aus der brahmanischen Unterdrückung, wenigstens einmal in bürgerlichen Dingen, aufzustehen, so machen sie keinen Versuch dazu. Sie glauben nicht, daß er gelingen könne. Schon darum nicht, weil die Brahmanen schlau genug sie überzeugt haben, die englische Herrschaft werde bald vorübergehen. Sollten aber die Engländer die Brahmanen aus den obrigkeitlichen Aemtern beseitigen, um aus anderen Kasten die Stellen zu besetzen, so wären allerdings die durchtriebensten Schelme weggethan, doch nicht, um ehrlichen Leuten den Platz zu räumen: die geringeren Kasten sind kaum dem Charakter nach besser, sondern nur dem Verstande nach geringer als das Brahmanenvolk. Auch würden dann die Brahmanen wohl nur hinter den Vorhang treten und die Fäden dennoch in der Hand behalten.

Zum Schlusse ein Wort über die Stellung des Missionars und der eingeborenen Christen zu diesen Hindu-Obrigkeiten. Die Hindu's wissen natürlich recht wohl, daß der Missionar durchaus keine amtliche Stellung hat. Sie ermangeln auch nicht, bei Gelegenheit ihn dießfalls ihre Mißachtung fühlen zu lassen. Gleichwohl ist er ihnen ein gefährlicher Gast. Bei seinem beständigen Umgang mit dem Volk kommen ihm viele Dinge zu Gesicht, welche die Behörden mit Dunkel bedeckt haben möchten. Hat der Padre (so wird der Missionar von den Hindu's genannt) keinen officiellen Verkehr mit den englischen Behörden, so fehlt es doch nicht an privaten Unterredungen desselben mit den englischen Herren; daher die Hindubehörden nur wünschen können, diese „Ferenghi (fränkischen d. h. europäischen) Spione" sich ferne zu halten. Kurze Predigtbesuche eines durchreisenden Missionars fürchten sie nicht. Hiebei giebt es Mittel genug, vertrauteren Umgang

der Leute mit dem Padre abzuschneiden, auch seine Worte unschädlich, vielleicht sogar lächerlich zu machen. Aber das bleibende Wohnen in ihrer Mitte ist wo möglich zu verhindern.

Als Missionar Kies im Jahre 1851 den ersten Bewohner Guledgudds getauft hatte und es sich nun alles Ernstes darum handelte, eine Missionsstation in dieser Stadt zu errichten, veranlaßte dieß die Götterräthe der fünf Stadtquartiere, als allgemeiner Stadtrath zusammenzutreten. Die Niederlassung des Missionars sollte hintertrieben werden. Zu diesem Zwecke faßten sie auf Anrathen der Brahmanen einen Beschluß, welcher europäischen Lesern komisch genug erscheinen mag, der aber gleichwohl für die indischen Verhältnisse sehr wohl berechnet war. Sie erklärten nämlich, sämmtlichen Barbieren Guledgudds müsse die Kundschaft aufgekündigt werden, wenn sie sich unterständen, Hindu's, welche Christen würden, den Bart abzunehmen. Glücklicherweise war der englische Subkollektor so freundlich, diesen Beschluß für kraftlos zu erklären; er hätte die Wirkung gehabt, daß kein Bürger, bei Gefahr des Kastenbannes, Getaufte als Arbeiter hätte bei sich behalten oder für die täglichen Lebensbedürfnisse mit ihnen hätte verkehren können; der Missionar hätte also samt den Christen von Guledgudd aufbrechen müssen.

Dem Volke selber, sollte man denken, werde des Missionars Ansiedlung um so lieber sein. In der That wissen sie dem, der noch Neuling ist, nicht genug zu rühmen, wie froh sie an seiner Gegenwart seien, weil sie ihnen Schutz gewähren werde gegen die Ungerechtigkeiten der Ortsbeamten und sie hoffen lasse, durch seine freundliche Vermittlung ihre Angelegenheiten vor die Landesherren zu bringen. Giebt der Unerfahrene ihren dringenden Bitten Gehör, in der guten Absicht, durch seine Vermittlung den Unrecht Leidenden zum obrigkeitlichen Schutz zu verhelfen, vielleicht auch die stille Hoffnung hegend, mittelst solcher Liebesdienste der Leute Herzen sich gewogen und der Predigt des Evangeliums zugänglich zu machen, so wird er bald von allen Seiten überlaufen, so daß sein Haus nicht selten der Amtsstube eines Friedensrichters gleicht. Aber von der gehofften Frucht will sich auch nach jahrelangem Herumschlagen mit den Klagen der Leute nichts zeigen. Vielmehr muß der Padre am Ende zu seiner schmerzlichen Enttäuschung erkennen, daß seine Gutmüthigkeit nur zu oft von den verschlagenen Hindu's mißbraucht worden ist, während in andern Fällen seine Bemühungen die Bedrückten doch

nicht auf die Dauer vor den Nachstellungen ihrer Gegner oder der Ortsbehörde schützen konnten. Statt aufrichtiger Freunde hat er ein Heer persönlicher Feinde erhalten. Dieses ganze zwar gut gemeinte, aber dem Missionsberufe fremde Geschäft ist für den Eingang des Evangeliums unter den Leuten gewöhnlich mehr schädlich als förderlich. Die Hindu's sind zu sehr in Ungerechtigkeiten aller Art verstrickt, als daß — bisweiliges Gelingen eines Kampfes gegen öffentliche schreiende Uebel abgerechnet — der gute Wille der Missionare ihnen wesentlich helfen könnte, so lange nicht sie selbst innerlich und äußerlich mit dem ganzen Bund und Bann der Bosheit gebrochen haben.

Und daß es ein Hindu dahin bringe, das erfordert einen großen Kampf. Der Anschluß an den Missionar setzt den Herausgetretenen dem Hasse und den Nachstellungen aus, wie der eigentlichen Ortsbehörden, so auch seiner bisherigen Patrone, der Ortsältesten. Er wird von Hindu's und Muhamedanern gleichermaßen nicht blos als ein von der Religion der Väter Abgefallener, sondern auch als ein Auswürfling aus der bürgerlichen Gesellschaft, weil ein politischer Ueberläufer zu den Engländern, angesehen.

Südmahratta ist, wie überhaupt das südliche Indien, von dem Ausbruche des Aufstandes im Jahr 1857 verschont geblieben. Es war aber nahe genug dabei; zumal im August jenes Jahres drohte den eingebornen Christen samt den Missionaren und Engländern Ausrottung mit Stumpf und Stiel. Damals konnten diese Christen die ganze Tragweite des Schimpfnamens „Kastenverlustige" inne werden. Nicht als gälte Religionswechsel an und für sich den Hindu's für ein so großes Verbrechen. Er kommt unter ihnen selbst häufig genug vor, ohne Aufsehen zu machen. Auch giebt es nicht blos Leute, welche alle Kastenfesseln abgelegt haben (Sanjasi's und Awaduta's), sondern auch Viele, die wegen kastenwidrigen Konkubinats oder wegen Vergehungen gegen das Ceremoniell aus der Kaste ausgeschlossen sind; sie werden deßhalb noch nicht so sehr gemieden oder gar gehaßt. Aber daß ein Hindu wagen soll, freiwillig das ganze von den Vätern vererbte System zu verlassen, dessen Seele Manu's Gesetz und die Herrschaft der Brahmanen ist, und in die Lebensordnung der verhaßten Ausländer überzutreten, dieses Verbrechen können die Brahmanen und ihr Anhang nicht verzeihen. Man nehme nun noch hinzu, daß der Hindu von Natur feige ist und nur, wenn er sich von Andern unterstützt weiß, zu handeln wagt; ein kräftiger freier Entschluß aber

und offenes männliches Handeln auf alleinige Verantwortung keineswegs im Nationalcharakter liegt, so wird man leicht ermessen, daß die geschilderte Verfassung der bürgerlichen Verhältnisse ein nicht geringes Hinderniß der Missionsarbeit ist.

Andererseits ergiebt sich aus diesen Verhältnissen für den Missionar die unabweisbare Nothwendigkeit, für seine Christen so zu sagen selbst der Pèteganda zu sein, d. h. mit Herbeiziehung der Verständigsten aus ihrer Mitte auch in ihren zeitlichen, bürgerlichen Angelegenheiten sie zu berathen und den Vermittler zwischen ihnen und der Obrigkeit zu bilden, eine Aufgabe, die bei der Verschlagenheit der eingeborenen Beamten in manchen Fällen viele Weisheit erfordert. So lange die Gemeinden noch klein sind und ganz oder größtentheils um das Missionshaus her wohnen, geht die Sache noch leichter; aber wo der Christen mehrere geworden und wo sie auch unter den Heiden hin und her zerstreut wohnen, muß es mancherlei Nöthen geben. In diesem kanaresischen Hochlande sind die Städte und Dörfer dicht wie Ameisenhaufen zusammengebaut, die Ortschaften der Westküste dagegen liegen, in viele einzelne Gehöfte abgetheilt, weit zerstreut umher; beides wird eigenthümliche Schwierigkeiten nach sich ziehen.

6. Gesellschaftliches Leben und Familie.

Mit der Kaste hat das fünfte Kapitel geschlossen, das sechste muß mit der Kaste beginnen. Kann das bürgerliche Leben einer Hindustadt nicht geschildert werden, ohne die Kaste zu berühren, so ist in Bezug auf das gesellige Leben dasselbe noch viel mehr der Fall.

Bei der Beobachtung der Kaste handelt es sich zunächst darum, daß man auf keinerlei Weise in körperliche Berührung komme weder mit den Personen niedrigerer Kasten, noch mit dem Wasser, das von diesen berührt worden ist. Dieß ist der Kern der tausend bis in die lächerlichsten Details gehenden Kastenregeln. Fragt man einen Hindu nach dem Grunde dieser Scheu, so lautet die Antwort: „Damit ich nicht unrein werde." Was aber dieses „unrein" eigentlich zu bedeuten habe, weiß er nicht zu sagen. Stammen diese Kastenregeln aus demselben Quell mit den Sympathien und Antipathien der heutigen Somnambulen, welchen gleichfalls außer der unmittelbaren Körperberührung das von einer andern Person gebrauchte Wasser als der wirksamste Träger des freundlich oder feindlich wirkenden Fluidums

gilt? Die strikte Beobachtung der unzähligen Kastenregeln würde eigentlich ein Sanjâsi- oder Büßerleben erfordern; im gewöhnlichen Leben kann sie nicht durchgeführt werden. Daher ist aus dem angeblichen Gehorsam gegen diese Gesetzeslast ein konventionelles Heuchelsystem geworden, so daß das Sprüchwort sagt: „was man nicht sieht, das schadet nichts," und das Auge zuzudrücken die allgemeine Praxis ist. Immerhin aber stehen die Leute in beständiger Furcht vor einander; denn sie wissen aus Erfahrung, wie nichts leichter ist, als einem Kastengenossen aus persönlicher Feindschaft irgend eine Uebertretung vorzurücken und ihn so der Ungelegenheit und Schmach des Kastenbannes auszusetzen. Dieser Bann besteht darin, daß die Kastengenossen den Ausgeschlossenen nicht mehr zu ihren gemeinschaftlichen Mahlzeiten, bei Hochzeiten oder irgend welchen Festen, zulassen, noch weniger Einladungen von ihm annehmen. Ferner aber geben sie weder ihm noch seinem Sohne eine ihrer Töchter zum Weibe. Und das Aergste ist, daß er seine Todten selber begraben muß, und wird er selbst, vielleicht von Allen verlassen, vom Tode getroffen, so kommen die unreinen Pariahs, die Schinder, und schaffen ihn hinaus. Um diesen Folgen zu entgehen, lassen es sich die Hindu's Alles kosten, mit ihren Kastengenossen in gutem Vernehmen zu bleiben und etwaige Risse sobald als möglich zuzuflicken. Und da auch die Andern sich nicht rein wissen, so sind sie in der Regel der Aussöhnung nicht abgeneigt. Nur muß der Uebertreter dem gekränkten Kastenstolze zuvor durch Bezahlung eines gemeinschaftlichen Essens, in wichtigen Fällen durch Bereitung eines Schmauses für eine Brahmanenschaar, außerdem durch gewisse Buß- und Wiederaufnahms-Ceremonien die gehörige Genugthuung bringen. Oeffentliches Konkubinat mit einer Person von niedererer Kaste und Schwangerschaft von Wittwen sind beinahe die einzigen Vergehen, gegen welche die Kastendisciplin strenger gehandhabt wird; was mit geziemender Heimlichkeit gethan wird, und wäre es der Umgang eines Brahmanen mit eine Pariahdirne, daraus steht nicht leicht ein Vorwurf auf.

Allein der Kastengeist besteht nimmermehr blos in dem Abscheu vor leiblicher Berührung mit den niedrigeren Kasten. Was bei andern Völkern auf bürgerlichem Gebiet Stammes- und Standesstolz, was auf gewerblichem Handwerksgeist Zunftbornirtheit heißt, was auf religiösem Gebiete den Namen Bigotterie und Fanatismus führt, Alles dieß bildet in Einen Strom vereinigt bei den Hindu's

den Kastengeist. Mit ausdauerndster Achtsamkeit, mit gespanntester Eifersucht Alles bewachen und bewahren, was sich auf die hergebrachten gewerblichen, bürgerlichen, religiösen Gebräuche und Privilegien jeder Innung bezieht, das heißt für die Kaste eifern. „Wenn unsere Kasten dahinsinken, wo bleibt unser Hinduthum?" Freilich liegt zugleich auf der Hand, daß diese Zerrissenheit der Bevölkerung in ihre Kasten und dieses endlose Eifersüchtigsein und sich Verachten die Ursache ist, welche das Hindavolk Jahrhundert um Jahrhundert in die Herrschaft der Ausländer übergiebt.

Wie der oben angeführte Census zeigt, sind etwa die Hälfte der Einwohner Guledgudds Lingaiten, während die Hattegarer- oder Dewanga-Weber ein starkes Achtel der Gesammtbevölkerung bilden. Zwischen diesen zwei Abtheilungen von Sudra's besteht über das ganze kanaresische Hochland hin die erbittertste Kastenfeindschaft, welche aus einer frühern Religionsspaltung zu stammen scheint. Die Puranen (d. h. „die alten Erzählungen", theogonischen und kosmogonischen Inhalts, dazu Berichte über Helden und Weise und Fromme des Alterthums) melden als die Ursachen dieses Streites Dinge, welche dem europäischen Beurtheiler völlig albern erscheinen, den streitenden Parteien aber gilt ihr Zwiespalt für unendlich bedeutungsvoll. Sie haben es in unzähligen Fällen mit der That bewiesen, daß sie lieber die schwersten Geld- und Körperstrafen erdulden, lieber Gut und Blut lassen, als ihre vermeintlichen Vorrechte aufgeben. Unter diesen steht aber oben an das Recht, mit ihren Hochzeits- und Leichen- und Götzen-Processionen durch die Straßen zu ziehen, auch selber auf Pferden oder Ochsen durch dieselben zu reiten, dazu auch einen Hornbläser, Schellenmann und Ausschreier zu halten, expreß zur Beschimpfung der Gegenpartei. Diese Umzüge wo möglich auch im feindlichen Quartier durchzusetzen, der Gegenpartei aber dieselben zu verbieten, darauf sind sie von Alters her so erpicht, als ob ihre Existenz davon abhängen würde. Die schwächere Partei muß sich natürlich vor der andern in Acht nehmen, muß mit ihren Umzügen innerhalb des eigenen Quartiers bleiben, muß auf Reisen durch einen den Gegnern angehörigen Ort vor dem Thore absteigen. So durfte z. B. früher kein Bettigeri-Weber durch das nahe Gadag und kein Gadag-Lingaite durch Bettigeri reisen; wer es dennoch wagte, mußte gewärtig sein, noch vor dem jenseitigen Thore von einem nachrennenden Haufen eingeholt, vom Lastthier gerissen, mit den Schuhen

blutig geschlagen zu werden. Sobald sich aber an einem Orte die eine Partei der andern gewachsen glaubte, so wußten sie nichts Wichtigeres zu thun, als bei der nächsten Gelegenheit ihre Rivalen zu insultiren und wüthend zu machen, worüber es nur gar zu oft zu blutigen Schlägereien kam; nicht selten wurden gar die Waffen geholt und blieben mehrere Leichen auf dem Wahlplatz liegen.

Eine solche Bürgerschlacht wurde vor 25 Jahren auch in Guledgudd in großartigem Maßstabe aufgeführt. Unter dem Vorwande eines Götzenfestes hatten die Lingaiten ihre zahlreichen und durch Grobheit berühmten Religionsgenossen von dem benachbarten Sirur herbeigerufen. So verstärkt griffen sie in Schlachtordnung auf offenem Felde die Dewanga-Weber an, die sich zwar gewaltig wehrten, so daß auch Weiber, und nicht blos mit der Zunge, die Männer unterstützten, aber dessen ungeachtet dem weit zahlreicheren Feinde in Bälde weichen mußten. Darauf fielen die letzteren über das Weberquartier her und plünderten es rein aus, bis den Ueberwundenen auch kein ganzes Kochgeschirr mehr übrig blieb. Hintendrein wurde die Sache freilich von dem englischen Kollektor an Ort und Stelle untersucht, die Schuldigen mit schweren Geld- und Gefängnißstrafen belegt, die Plünderer 7000 Rs. Schadenersatz zu bezahlen genöthigt. Von einem Theil dieser Summe ist der massive Balesankri-Tempel erbaut worden, in welchem Bruder Kies bei seinem ersten Kommen nach Guledgudd neun Monate kampirte und die ersten Taufen hielt. Das Ende der Sache aber war, daß die Lingaiten-Weber, welche bis dahin unter den Dewanga-Webern zerstreut in dem östlichen Stadttheil gewohnt hatten, ihre Häuser abbrachen und zwei Ackerlängen von der Altstadt entfernt, bei dem Bauernweiler Hartole, das sogenannte Hosapete (Neustadt) gründeten. Die alte Feindschaft ist freilich auch hiemit nicht ausgelöscht, wie bis auf diesen Tag bei jeder Gelegenheit zu sehen ist. So hat z. B. vor etlichen Jahren unmittelbar vor dem Missionsgehöfte eine neue Prügelei stattgefunden. Nur die Furcht vor der Obrigkeit hält die glimmenden Kohlen unter der Asche. Denn vor etwa zehn Jahren hat die englische Regierung durch ihren Entscheid bei den Hubli-Processionen und durch ihre seither konsequent fortgeführte neutrale Politik diesen lächerlichen Umzugsvorrechten und den daraus erwachsenden gefährlichen Kämpfen einen empfindlichen Stoß versetzt. Aber während die Leute mit dem Munde die Landesherren preisen und den allgemeinen Frieden unter

den Engländern rühmen, haben sehr viele von ihnen keinen sehnlicheren Wunsch, als daß doch bald die alten Tage zurückkommen möchten, in denen sie sich über ihren Kastenvorrechten nach Herzenslust zu Grunde richten konnten, und nicht Wenige haben sich zur Zeit der Revolution hauptsächlich aus diesem Grunde laut auf die verheißene Ankunft des berüchtigten Nana Sahib gefreut.

Ich komme nun an das Familienleben. Wer Guledgudd betritt, wird nicht nur viele stattliche Häuser, sondern beim Eintritt auch anständige Bewohner gewahr. Findet gerade eine Hochzeit oder sonstige Feier statt, so treten ihm Gruppen festlich gekleideter, mit Geschmeide behängter Personen beiderlei Geschlechts entgegen, deren fröhliches Gesicht sie als glückliche Hausgenossen ankündigt oder als Verwandte, die zur Festfreude der Familie geladen sind. Es fehlt auch nicht an Höflichkeit und Ehrerbietung gegen den Hausvater und die Alten. Man darf freilich, wenn dieser gute Eindruck nicht gestört werden soll, nicht allzu vorwitzig hinter die Vorhänge lauschen, nicht allzu lange unter den Fröhlichen bleiben. Zumal am Schluß des achttägigen, vierzehntägigen Schlaraffenlebens kann leicht die Freude in Verdruß, in Zank, in Balgerei sich wandeln. Aber das ist in der europäischen Heimat auch oft genug der Fall. Ferner trifft man, zumal in der ländlichen Umgebung Guledgudds, nicht Wenige an, die in fleißigem Betrieb von Wirthschaft oder Gewerbe ein stilles und geruhiges Leben führen. Aber ein großer Unterschied ist dennoch zwischen dem Familienleben der gebildetsten und ehrbarsten Hindu's auf der einen und dem der todten Christen Europa's auf der anderen Seite; er betrifft die Stellung des weiblichen Geschlechts. „Gebet dem weiblichen, als dem schwächern Werkzeug, seine Ehre, als die auch Miterben der Gnade des Lebens sind;" von diesem Worte versteht der Hindu nichts, und der stolze Brahmane vollends nichts. Das Weib ist ihm ein von ihm selbst verschiedenes niedrigeres Wesen; zur Strafe in weiblicher Gestalt zur Welt gekommen, damit es die Sünden seiner früheren Geburt abbüße; ausschließlich der Lust und dem Nutzen des Mannes hat es zu dienen, hat ihm Söhne zu gebären, die sein Geschlecht fortpflanzen, seinen Namen verewigen. Ueber diese gemeine und gemein machende Ansicht erhebt sich auch der gebildetste Hindu nicht, weil sie die Lehre seiner Dharma-Schastra's (religiösen Gesetzbücher) ist. Ist eine schlechte Betrachtung des weiblichen Geschlechts unter den christlichen Völkern Europa's leider

gleichfalls oft genug anzutreffen, so wird sie doch durch Gesetz und öffentliche Stimme verdammt, in Indien aber ist gerade sie die Regel, ja sogar geheiligt durch die Autorität der Schriften, welche für göttlich gelten. Auch darf man nicht meinen, daß die Hindufrauen das Erniedrigende ihrer Stellung in peinlicher Weise fühlen und nach Befreiung verlangen. Wer ihnen sein Mitleid aussprechen und die europäische Sitte gegenüberstellen wollte, würde leicht ein schallendes Gelächter, wo nicht Scheltworte, zur Antwort bekommen. Eine Europäerin, die am Arme ihres Mannes geht, ist einer Hindufrau ein sonderbares Schauspiel, das gegen alle ihre Begriffe von Anstand streitet. Schon der bekannte Jesuiten-Missionar Abbé Dubois erzählt aus seinen Erfahrungen im Meisurland von einem Weibe, das mit ihrem Manne haderte, weil er öffentlich freundlich gegen sie gewesen sei. „Behandelst du mich denn wie eine schlechte Person," sagte sie, „daß du vor den Leuten gegen mich zu lachen wagst?"

Die Sitte verbietet, daß ein Gatte jemals des andern Namen nenne, außer Einmal am Hochzeitstage, zum allgemeinen Gelächter. Der brahmanische Anstand verlangt, daß die Frau in Gegenwart von Fremden, sogar vor den eigenen Hausgenossen, ihren Eheherrn immer nur in ehrfurchtsvollem Schweigen bediene. Sie soll auch nie zum Essen niedersitzen, bevor sie den Männern und Knaben vorgelegt, deren Teller gereinigt, oder die Blätter, welche als Teller dienten, hinausgetragen hat. Bei gemeinschaftlichem Ausgehen soll sie sich in gehöriger Entfernung hinter den Männern halten.

Jahrtausendjährige Sitte hat in Indien die Erniedrigung des weiblichen Geschlechts sozusagen ehrwürdig gemacht, und der gänzliche Mangel an Erziehung läßt die Hindufrauen zu keiner höhern Ahnung kommen. Genug, wenn sie keinen Mangel an guter Nahrung haben, sich mit schönen Kleidern und bei festlichen Anlässen Ohren, Nase, Hals, Arme und Füße mit Geschmeide bedecken können; überglücklich, wenn auch ein Kinderhäuflein um die Mütter hüpft, dessen Verheiratung, schon so lange sie in der Wiege liegen, den Müttern das Ziel alles Sorgens und Ehrgeizes ist. Bei solchen Frauen thut wohl schon vor Tagesanbruch der fröhliche Gesang, womit sie sich das Mahlen auf der Handmühle kurzweilig machen, ihres Herzens Glück kund.

Dennoch giebt es in Guledgudd wenigstens unter den Sudra's nicht wenige Häuser, in denen die Frau regiert, wenn sie durch natür-

lichen Verstand oder Herrschergabe ausgezeichnet ist. Noch zahlreicher sind die Häuser, in denen der Mann in beständiger Furcht vor dem Weibe lebt, weil er sich dem Schwerte ihrer Zunge nicht gewachsen fühlt und ihm doch vor der Schuldenlast graut, die eine zweite Heirat auf seinen Hals bringen würde. Zudem scheint unter den Kanaresen, wie wohl auch unter den Telugu's und Tamulen, dem weiblichen Geschlechte immerhin noch mehr Ehre geblieben zu sein, als im Gangesthal. Die Zahl der Brahmanen ist in diesen südlichen Ländern doch geringer als im Norden, daher die brahmanische Sitte und Unsitte unter dem südlichen (dravidischen) Volke nicht so völlig durchdringen konnte.

Eheliche Treue wird von den indischen Gesetzgebern und Dichtern als der edelste Frauenschmuck hoch gerühmt. Heutzutage ist dieselbe in diesem Lande wirklich seltener als Edelstein. Bewohner Guledgudds, welche seither ihre Wahrhaftigkeit bewährt haben, sprachen aus, daß unter diesen 8000 Menschen kaum sechs Männer und schwerlich zwölf Frauen zu finden wären, von denen nicht bekannt sei, daß sie die Ehe gebrochen haben. Eine nicht geringe Ursache der Entsittlichung von der frühesten Jugend an liegt in der Verkehrtheit der häuslichen Einrichtung, daß die offenen Hausgänge, und während der heißen Jahreszeit der Hof des Hauses, sämtlichen Hausgenossen zum gemeinsamen Schlafraum dienen. Die ärgste Pest des hiesigen Familienlebens ist jedoch das frühe Verheiraten und Verhandeln der Kinder ganz ohne ihr Wissen und Zustimmen. Es ist sehr lächerlich, aber noch viel mehr betrübend, wenn man bei einem Gange in die Schulen auf die Frage nach einem fehlenden ABC-Schüler von kaum sieben bis acht Jahren die Antwort bekommt, daß er Hochzeit mache. Ist es da zu verwundern, wenn diese Eheleute, mündig geworden, aller gegenseitigen Liebe ermangeln und ihre Neigung andere Wege geht? Nicht selten kann man auch einen älteren Bräutigam sehen, der auf dem Pferde oder Ochsen, auf welchem er, von lärmender Musik begleitet, die üblichen Processionen zu den Götzen zu machen hat, ein kaum zwei- bis dreijähriges Kind als seine Braut vor sich im Arme hält. Manchen der Aermeren wird durch die Höhe des Brautpreises und der Hochzeitskosten eine Verheiratung fast zur Unmöglichkeit. Ein weiteres Verderben liegt in den von der Landessitte bei gewissen Anlässen gebotenen wiederholten Entfernungen der jungen Frau von ihrem Manne, um einen mehrmonatlichen Aufenthalt

im elterlichen Hause zu machen. Solche Trennungen werden nur allzuoft von beiden Gatten als gegenseitige Gestattung der Untreue angesehen. Was Wunder, wenn die Wirkung aller dieser Ursachen eine unglaubliche Lockerung der ehelichen Bande ist und die Behörden alle Tage die traurigsten Dinge zu vernehmen bekommen! Die eingeborenen Beamten, leider auch mancher junge Engländer, waiden sich hieran, die ernsteren Richter werden von tiefer Entrüstung erfaßt, wissen aber weder Gesetz noch Rath, um dem Verderben abzuhelfen. Um so weniger, als die heidnischen Dharma-Schastra's es sind, nach denen sie in den Privathändeln der Hindu's zu entscheiden haben und diese nur über die weiblichen Malefikanten, nicht aber über die souveränen Männer den Stab brechen. Bei Verführungsfällen wird in der Regel dahin entschieden, daß der Verführer dem beleidigten Ehemann eine den Hochzeitsausgaben desselben entsprechende Geldentschädigung zu bezahlen hat und dafür die Verführte mit sich nach Hause nehmen kann, worüber vom Volke die englische Regierung der Begünstigung weiblicher Untreue angeklagt wird.

Von der Erlaubniß der Dharma-Schastra's, wenn die Ehefrau keinen Sohn gebäre oder sonst den Mann nicht befriedige, ein zweites Weib oder noch mehrere heirathen zu dürfen, machen die Hindu's wenig Gebrauch. In Guledgudd finden sich nur bei Reichen und unter gewissen Kasten in einzelnen Fällen mehrere Frauen in demselben Hause. Die Ursache hievon liegt in den häuslichen Widerwärtigkeiten und in den großen Kosten der Polygamie.

Für die tiefe Entsittlichung des Volkes ist auch die Weise bezeichnend, wie sie ihre Scheltworte wählen. Der Deutsche, der Engländer gebehrden sich in ihren Streithändeln gegen einander, als wären sie Himmelsstürmer; der Grimm des Kanaresen ergießt sich gegen seinen Widersacher in Drohungen voll der äußersten Schamlosigkeit. Da die durch das ganze Kanaresenland hiebei üblichen Worte sämtlich nicht sanskritischen, sondern ächt südindischen (dravidischen) Ursprungs sind, so werden sie ein Erbtheil der südindischen Urbevölkerung sein, jener schwarzen Indier, deren schamloses Benehmen schon dem Herodot zu Ohren gekommen war.

Dagegen ist Guledgudd von einem andern Uebel Indiens, das in seinen vornehmen Städten wohnt, verschont geblieben; das sind die Patradawaru oder Tänzerinnen, welche in Indien zugleich die Schauspielerinnen des modernen Europa und die Hetären Griechen-

lands vertreten. Horace Wilson redet in seiner Sammlung indischer Schauspiele davon, wie die Bildung dieser Buhlerinnen den vornehmen Hindu's die Unbildung ihrer Frauen ersetzen müsse, daher sie zu den Gesellschaften, zu den Familienfesten, sogar bei religiöser Veranlassung, als Zierde der Gesellschaft gebeten werden. Gnledgndd entbehrt glücklicherweise dieser Kultur. Nicht aber entbehrt es der Basiwi, das heißt der Tempelmädchen, welche zur Ehre der weiblichen Gottheiten Indiens ihre Unschuld preisgeben müssen. Durch eingebrannte Siegel oder sonstige Abzeichen sind sie ihrem unglücklichen Dienst geweiht. Und haben sie ihre Jugend darin zugebracht, so wartet ihrer das Privilegium, hernach als geehrte reich beschenkte Bettlerinnen durch das Land zu ziehen.

Den Kindern erweisen die Hindu's große Zärtlichkeit. Es gehört zu den schönen Zügen der Orientalen überhaupt, daß große Nachkommenschaft als göttlicher Segen gilt. Bei vielen Völkern ist dieß freilich nur von den Knaben zu verstehn. Aber von Zucht gegen die Kinder wissen die Hindu's nichts. Eltern und Schwiegereltern müssen oft genug von den erwachsenen Kindern durch Erfahrung thätlicher Mißhandlungen entgelten, was sie einst an Züchtigung der unerwachsenen verabsäumt haben. Die Mädchen erhalten außer der Einleitung in die wenigen Hausgeschäfte keinen Unterricht. Die Knaben solcher Väter, deren Gewerbe Lesen, Schreiben, Rechnen erfordert, werden zwischen dem sechsten und zehnten Jahre für einige Jahre zur Schule geschickt, wobei dann aber durch Hochzeiten, Feste, Wallfahrten, gemeinschaftliche Mahlzeiten, Spiele nicht allein für Tage, sondern für Wochen Unterbrechung auf Unterbrechung folgt. Kaum kann der Junge mit Mühe einen Brief lesen und hat die vier Rechnungsarten durchgemacht, so wird er an den Webstuhl oder in den Krämerladen gesetzt, und an weiteres Lernen ist nicht mehr zu denken. Nur die Brahmanen machen eine rühmliche Ausnahme, indem sie ihren Knaben Privatunterricht ertheilen, und, wo immer Gelegenheit zu finden ist, dieselben vier bis sechs Jahre oder noch länger in die Schule schicken. Denn sie sind, wie oben bemerkt wurde, klug genug um zu sehen, daß sie nur durch geistige Ueberlegenheit im Stande sind, sich über den andern Kasten zu halten und ihren Nachkommen im Lande alle einflußreichen, einträglichen Aemter zu sichern. Aber von Töchterschulen ist auch bei ihnen in der Regel keine Rede. Was sollte doch bei der Stellung des Weibes den Mädchen ein Schul-

unterricht? würde er sie nicht stolz und unbotmäßig machen, das Erniedrigende ihrer Stellung ihnen zum Bewußtsein bringen? Ist aber einmal das männliche Geschlecht besser erzogen und in seiner Lebensanschauung gehoben, so läßt sich hoffen, daß sich ihm dann das Bedürfniß auch der weiblichen Erziehung von selbst aufdrängen wird. Solches ist auch außerhalb der Christengemeinden bereits der Fall in Bombay, Madras und einigen andern Orten, wo im Laufe der letzten Jahrzehnte Tausende von Knaben und Jünglingen durch die niederen und höheren Schulen der Regierung und der Missionare gegangen sind und nun als herangewachsene Männer ihre Frauen und Töchter nicht mehr in der hergebrachten Unwissenheit sehen können. Dieß ist der Grund, warum die Parsi's und andere reiche Eingeborene in Bombay und Punah unter sich selbst seit etlichen Jahren eine Reihe von Mädchenschulen eröffnet haben, die sich bis jetzt eines versprechenden Fortgangs erfreuen, und warum z. B. in Madras allein die Missionare der freien schottischen Kirche über 500 Mädchen, zum Theil aus den höchsten Ständen, in einem einzigen Institute zu versammeln im Stande sind, von denen die wohlhabenden auch ansehnliches Schulgeld bezahlen.

Zur ungefähren Beurtheilung des Standes der Schulen in hiesiger Stadt und in Süd-Mahratta überhaupt, mag noch Folgendes dienen: Guledgudd mit seinen 8000 Einwohnern hat außer der christlichen Gemeindeschule 1 Missions-, 2 Regierungs- und 2 Priesterschulen, in denen zusammen etwas mehr als 200 Knaben unterrichtet werden, so daß auf 40 Einwohner je 1 Schüler kommt. Dieses Verhältniß, so weit es auch hinter dem Schulbesuch eines deutschen Landstädtchens zurücksteht, muß noch ein sehr günstiges genannt werden. Denn nach des Dharwar-Kollektors amtlichem Berichte vom Jahre 1855 hatte damals der Steuerbezirk Dharwar unter 755,000 Einwohnern nicht mehr als 6400 Schüler, also 1 Schüler auf 118 Einwohner. Diese 6400 Schüler erhielten Unterricht in 11 Missions-, 12 Regierungs- und 265 Priesterschulen. Unter denselben waren 3 Missions- und 1 Hinduschule für Mädchen, mit zusammen 68 Schülerinnen. Von den Knabenschulen wurde in 207 kanaresisch, in 60 mahratti, in 20 hindostani, in 2 telugu und in 1 englisch unterrichtet. Im Jahr 1858 hatte die Regierung im Dharwar-Kollektorate 17 kanaresische Schulen mit 967 Schülern, 2 Mahratta-Schulen mit 238 Knaben und 1 englische Schule mit 49 Schü-

lern. Im Belgaum-Kollektorate mit 1,026,000 Einwohnern standen zu gleicher Zeit unter dem Schulinspektor 22 kanaresische Schulen mit 1296 Schülern und 9 Mahratta-Schulen mit 664 Knaben.

Noch sind als Eigenthümlichkeit des indischen Familienlebens die gemeinschaftlichen Haushaltungen zu nennen. Sie haben in den unnatürlich frühen Heiraten ihren Grund. Da nämlich die noch als Kinder Getrauten anfangen zusammen zu leben, sobald die Braut zur Jungfrau geworden ist, was in diesem Lande nicht selten schon im zwölften Jahre geschieht, so fehlt natürlich dem neuen Ehepaare alle Lebenserfahrung; eine Bevormundung von Seiten der Eltern oder Schwiegereltern wird zur Nothwendigkeit. Auch die jungen Eheleute in unsern Christengemeinden sind in der Regel diesem Bedürfniß noch nicht entwachsen, obwohl hier zum großen Befremden der Hindu's mit dem Heiraten länger gewartet wird. Deshalb geben neue Haushaltungen, zu deren Leitung keine Eltern da sind, dem Missionare und seiner Frau wenigstens für die ersten Jahre viel zu thun. Die Gemeinschaftlichkeit der Haushaltung besteht aber bei den Heiden darin, daß aller Familienglieder Erwerb in eine gemeinsame Kasse geht, aus welcher dann sowohl die ordentlichen Ausgaben als die außerordentlichen (z. B. Hochzeiten) für die einzelnen Glieder bestritten werden. Daher die verwickelten Eigenthumsverhältnisse und darauf bezüglichen Gebräuche und Gesetze des Landes, die es einem durch sein Christwerden aus dem Familienverband Verstoßenen oft so schwierig machen, in den Besitz seines Vermögens zu kommen. Es leuchtet ein, daß diese Gemeinsamkeit des Haushalts, wo sie mit Umsicht geführt wird, sehr ökonomisch ist. Sie scheint auch den Charakter des Patriarchalischen an sich zu tragen. Trüge sie nur auch patriarchalische Unschuld in sich! Aber nur allzu oft umschließt sie tiefes Sittenverderben. Unter Naiern, Todawern und andern zu der südindischen Völkerfamilie gehörigen Stämmen gieng ohnedieß die Vielmännerei im Schwang.

Der gesellige Umgang der Hindu's bewegt sich in sehr höflichen Formen. Auch hierin gehen die Brahmanen voran. Ihr äußeres Benehmen hat viele Anmuth. Nicht ohne Freude betrachtet man diese wohlproportionirte Körperbildung, diesen Ausdruck von Intelligenz im Angesicht, diese feingebauten Glieder, diese stolze und doch so graziöse Haltung, diese einfache aber immer sehr reinliche Kleidung. Das ganze Auftreten ist das von gebildeten Leuten. Als solche

werden sie auch von der ganzen Bevölkerung anerkannt, und wenigstens von den höheren Kasten wie Vorbilder nachgeahmt; der Bildungsstand wird nach der Brahmanenähnlichkeit taxirt. Die Europäer gelten den Hindu's ihren Brahmanen gegenüber als plumpe, unbeholfene und unreinliche Gesellen; von den Brahmanen werden sie mit dem Sanskritnamen „Mletscha", Barbaren, von den gewöhnlichen Kanaresen geradezu „Howa", Unreine, genannt. In der That, wie anständig, wie stille, wie emsig sitzen diese Hindu's in den Gerichtshöfen um den englischen Richter her, dessen Gehülfen sie sind! Wenn sie nur nicht allesamt vom Polizeidiener an, der bei der Thüre steht, bis zum Aktuar hinauf, welcher den Platz neben dem englischen Herrn einnimmt, die Hände voll hätten von Bestechung und die Herzen voll schamloser Ungerechtigkeit, wobei die strikten Formen der englischen Gesetze säuberlich umgangen, wo nicht gar der Schurkerei zu Dienst gestellt werden! Und wie die Brahmanen es im Gerichtshofe treiben, so die Sudra's in Handel und Industrie. Der kaufmännische Agent der Basler Mission ward, als er sich einst in unserm Gulebgudd die Verhältnisse des Kaufs und Verkaufs näher betrachtete, über diese Handelskunstgriffe nicht wenig entrüstet.

Die Begrüßungsformen sind je nach den Kasten verschieden. Während die Brahmanen und einige sie völliger nachahmende Kasten, z. B. die Goldschmiede, die vor der Brust ausgestreckten Hände flach zusammenlegen und mit der Stirne sich dagegen verbeugend „Namaskara" (Verbeugung) rufen, sieht man dagegen die Lingaiten ihre Hände über dem Linga, der in einer Silberbüchse auf der Brust angebracht ist, falten oder kreuzen; dazu sprechen sie mit vorgebeugtem Haupte „Scharanardhi" (ich bin dein Schützling), ein Wort, welches nicht sowohl auf den zu Begrüßenden, als vielmehr auf Siva's Abbild sich beziehen soll. Mehrere der niederen Kasten, wie z. B. die Worder (Steinbrecher) und Beder (Jäger), welche eine der Menschwerdungen (Awataren) Wischnu's verehren, erheben ihre flach zusammengelegten Hände bis über die Stirne empor und rufen mit tiefer Verbeugung: „Ram, Ram!" In sehr bezeichnender Abweichung von den Hindu's stellt sich der Muhamedaner holzgerade dem Begrüßten gegenüber, um, mit der rechten Hand leicht die Stirne berührend, seinen „Salam" zu sagen. Letztere Begrüßungsweise ist auch von den Europäern in ihrem Verkehr mit den Eingebornen adoptirt, und wird deshalb von diesen wiederum den Ersteren gegenüber ge-

braucht. Denn Regel ist, daß der zu Ehrende nach seiner eigenen Weise begrüßt werden soll.

In Verbindung mit diesen Begrüßungsformen kann noch erwähnt werden, daß die Kanaresen, wenn sie anständig sprechen wollen, mit „Vater" und „Mutter" oder (älterer und jüngerer) „Bruder" und „Schwester" anzureden pflegen, was so weit geht, daß sogar Eltern ihr eigenes Kind mit „Brüderlein" und „Schwesterlein" rufen. Dieser trauliche Ton wäre ein schöner Zug, wenn nur mehr wirkliche Liebe zu Grunde läge.

Unter den Anstandsregeln bei Besuchen ist von besonderer Wichtigkeit das Schuhausziehen, welche orientalische Sitte dem abendländischen Abnehmen der Kopfbedeckung entspricht. Wie in Europa jeder Gesittete, sollte derselbe in einem unbewachten Augenblicke barfuß von einem Besuche überrascht werden, vor allem seinen Schuhen zueilen müßte, so hat der Hindu, wenn ihn ein Gast an der Arbeit oder nach der Mahlzeit mit entblößtem Haupte überrascht, nichts eiligeres zu thun, als nach seinem Turban zu greifen, um, diesen auf dem Kopf, den Kommenden anständig empfangen zu können. Und während es in unserer Heimat Jeder als sehr unschicklich betrachten würde, wenn ein Fremder mit bedecktem Haupte in sein Zimmer träte, so kennt der Hindu keine größere Verletzung des Anstandes, als beim Betreten eines Wohnhauses oder gar eines Tempels die Schuhe an den Füßen zu behalten. Wir werden bei Begrüßung Vornehmer auf der Straße den Hut lüpfen, der Hindu muß bei gleichem Anlasse in einiger Entfernung ans seinen Pantoffeln schlüpfen, um barfuß etliche Schritte vorzutreten und seine Verbeugung zu machen. Diese Landessitte bereitet den gestiefelten Europäern, wenn sie den Eingeborenen in ihren Häusern Besuch machen wollen, manche Verlegenheit. Man thut wohl, für solche Hausbesuche pantoffelartige Schuhe anzuziehen, um sie vor der Stubenthüre stehen zu lassen und in den Strümpfen einzutreten. Dieß wird von den Hausbewohnern als Zeichen guten Anstandes und ehrender Zuvorkommenheit aufgenommen und mit freundlicher Höflichkeit erwiedert werden. Aber was ist zu thun, wenn man einen Tempel betritt? Verweigert der Missionar, der auf seinen Reisen im Hause eines Gottes sein Quartier aufschlägt, dem Götzen die Anerkennung des Schuheablegens, so wird er von den zuschauenden Hindu's oft ernstlich zu Rede gestellt. Die beste Erwiederung wird sein, der Götze möge selber seine Ehre wahren; so lange er, der Herr des

Tempels, zu den Schuhen stille sei, werden auch seine Diener füglich in Ruhe zusehen können.

Unheimlich ist die Macht, welche die Hindu's durch tägliche Uebung in der Heuchelei über ihre Gebärden, selbst über den Blick des Auges erringen. Wo ein ordentlicher Mensch vor Scham erröthet, vor Zorn erbleicht, vor Freude lacht, kann ein Hindu, wenn es seinem Zwecke dient, völlig unberührt scheinen. Jahrhunderte langes Stehen dieses Volkes vor grausamen Despoten mußte freilich ein guter Lehrer in der Verstellungskunst sein.

Die Befriedigung der nächsten Lebensbedürfnisse ist im tropischen Klima so leicht, daß auch dem Aermsten noch viele Mußezeit übrig bleibt, dazu das Leben in Guledgudd so eintönig, daß es kein Wunder ist, wenn seine Bewohner nach Belustigungen begierig sind. Schon das Missionshaus mit seinen Glasfenstern, besonders aber das nahe Webhaus der Mission mit den „selbstwebenden" Maschinen muß fast täglich zum Zeitvertreib seinen Beitrag geben. Größeres Ergötzen bereiten die Gaukler und Schlangenbeschwörer; in den wunderschönen Mondnächten transparente Darstellungen von Götter- und Heldengeschichten aus den Puranen, Aufführung eigentlicher Götterkomödien durch herumziehendes Tänzervolk oder Nachahmung derselben durch die Burschen der Stadt selbst. Auch die religiösen Feste und Wallfahrten sind im Grunde zu Volksbelustigungen herabgesunken, der Kultus tritt in den Hintergrund; es ist der Anzug, die Procession, der oft mehrtägige Wettkampf tüchtiger Athleten, worauf sich das Interesse concentrirt.

Außerdem sind hier die Turn- und Fechtschulen zu nennen, deren jede Stadt, und so auch Guledgudd in jedem Quartiere, eine oder mehrere hat. Sie sind ohne Fenster und Luftöffnungen gebaut, auch das kleine Pförtchen wird so eingerichtet, daß durchaus kein Windzug Zutritt finden und den im Schweiße Gebadeten eine Erkältung bringen kann. In dem tiefliegenden, finstern, kleinen Gemache üben sich die jungen Leute alle Abende nach Sonnenuntergang, meist auch des Morgens vor Sonnenaufgang bei unattem Lampenscheine für etwa eine Stunde im Strecken und Wenden der Glieder und Muskeln. Eine der Uebungen besteht darin, daß die Turner in zwei einander gegenüberstehenden Reihen sich auf ihre Finger- und Zehenspitzen aufstellend den Leib im Takte vorwärts bewegen, bis die Brust nahezu den Boden berührt; oder sie schwingen, gleichfalls im Takte, schwere

keuleuartige Hölzer über die Schultern und um den Kopf; oder fechten sie mit Stöcken und Schwertern; letzteres ist jedoch seit der allgemeinen Entwaffnung in Folge der Rebellion strenge verboten. Diese Leibesübungen scheinen dieselben zu sein, welche Schubert in seiner Seeleulehre die „afghanischen" nennt und Männern mit sitzender Lebensweise bestens empfiehlt. Ihnen zuzuschauen ist wirklich interessant und mancher Europäer ahmt sie in seinem Hause nach. Aber wie alle diese Unterhaltungen, so sind sogar die gymnastischen Spiele leider in schnöden Dienst der bösen Lust gestellt: die Turnplätze sind hier zugleich Pflanzstätten des Lasters geworden. Auch werden die Schlägereien der Stadt hier ausgeheckt und vorbereitet, denn jede der sich gegenseitig bis aufs Blut hassenden Kasten und Stadtparteien hat ihre eigene Turnschule, um darin die jungen Leute ihrer Sippschaft für Ausfälle auf die Gegenpartei einzuüben.

Diese Schilderung des geselligen Lebens bietet des Schönen so wenig, daß ich um so lieber am Schlusse etwas beifüge, worüber man sich freuen kann; es ist der Umstand, daß diese Stadt von 8000 Einwohnern nur eine einzige Schenke hat; Palmwein und Branntwein wird in ihr ausgeschenkt. Die heiligen Schriften der Hindu's verbieten wie der Koran den Genuß von geistigem Getränk. Von den niederen Kasten wurde dieses Verbot allerdings nie streng befolgt, gleichwohl zeichnet sich das Hinduvolk durch Mäßigkeit vor den Bewohnern Europa's wesentlich aus. Den acht Fleischerfamilien Guledgudds, deren Gewerbe übrigens echten Hindu's ein Greuel ist, waren, wie erzählt wird, unter den früheren Regierungen gegen eine kleine Abgabe ebenso viele Branntweinbrennereien und Palmweinschenken gestattet. Dagegen hat die englische Verwaltung in den zwei letzten Jahrzehnten diese acht Privilegien auf Eines reducirt, und da dasselbe jedes Jahr an den Meistbietenden verpachtet wird, so ist der Preis der geistigen Getränke auf das Vierfache gesteigert worden. Andererseits hat sich allerdings unter dem englischen Schutze durch Hebung des Landbaues und Handels der Grundbesitz der Leute vermehrt. Dazu kommt, daß die allmälige Lockerung der Bande des Kastenzwanges von Leuten höherer Kaste benützt wird, um sich den Besuch der Schenke zu gestatten oder den Trank von dort nach Hause zu holen. Man kann nicht läugnen, daß die Trunksucht in Indien im Zunehmen begriffen ist. Das aber ist ungegründet, wenn man der englischen Regierung die Schuld hiefür aufbürden will. Die Hand-

habung der Getränkesteuer ist wenigstens in Guledgudd nichts weniger als lax. Und wenn in den Zeitungen Indiens nicht selten behauptet wird, daß durch völlige Freigebung der Bereitung und des Ausschanks geistiger Getränke der Genuß derselben auf das Minimum der früheren Zeiten zurückgebracht würde, so ist die Logik dieser Beweisführung schwer einzusehen.

7. Religiöses.

Wer die Frömmigkeit nach der Menge der Tempel und Klöster schätzt, dem sollte die Bevölkerung Guledgudds als gar fromm erscheinen. Man kann bei Durchwanderung des Städtchens ausrufen, was Paulus in Athen: „Ihr Männer von Guledgudd, ich sehe, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubig seid!"

Die Hindu's theilen sich in Verehrer des Vischnu und Verehrer des Siwa; den einen gilt Vischnu, den anderen Siwa für den Schöpfer (soweit bei den Heiden überhaupt von Weltschöpfung die Rede sein kann), Erhalter und Regenten der Welt. Denn was man in Europa zu sagen pflegt, daß Brahma der Schöpfer, Vischnu der Erhalter, Siwa der Zerstörer sei, gilt höchstens für indische Gelehrte, welche sich bemühen, die vielgestaltigen Religionsanschauungen ihres Volkes nachträglich in eine künstliche Einheit zu bringen; im Volke selbst wird Brahma so viel als gar nicht, und von den beiden anderen Göttern *entweder* Vischnu *oder* Siwa verehrt. In Vischnu hat sich der indische Geist die über das Weltleben waltende Macht in vorherrschend *freundlicher* Weise vor Augen gestellt als eine gütige, üppige Lebensentwicklung hervorbringende Persönlichkeit; in Siwa wird die höchste Macht vorgestellt *theils* als freundliche, das Leben fördernde, *theils* als schreckliche, das Leben zerstörende; Siwa ist ein Gott des Lebens *und* des Todes, ein Gott, der Allem, was er hervorbringt, sofort den Todeskeim ins Herz legt, aber auch aus allem Ersterben der Natur wieder neues Leben hervorblühen läßt: kein Aufblühen ohne Verwelken, kein Verwelken ohne neues Erblühen. Wohl manches Jahrhundert vor Christus war es, daß in Einem Theile des großen Indiens der Dienst des Vischnu, in einem anderen der des Siwa begonnen hat; indem aber späterhin Siwaverehrer in die Gegenden des Vischnudienstes, Vischnuverehrer in die Länder des Siwadienstes

wanderten, hat es sich gefügt, daß mit der Zeit Siwa und Vischnu auch an denselben Orten Verehrung erlangten.

In Guledgudd sind die zwei ansehnlichsten Tempel dem Vischnu geweiht: in dem einen wird er von Brahmanen, in dem andern von verschiedenen Kasten der Sudra's verehrt; aber in dem einen unter anderer Gestalt als in dem andern. Aehnlich wie wir das katholische Volk dieselbe Maria hier unter dieser, dort unter jener Form und Benennung anbeten sehen.

Von Vischnu erzählen seine Diener eine Reihe von Awatâren, Adventen, Herabkünften, einige in thierischer, die meisten in menschlicher Gestalt. Seine Freundlichkeit habe sich in dieser Weise zu seinen Geschöpfen, zumal den frommen, hilfreich herzugethan. Der Königssohn Rama, in welchem Vischnu bei seiner siebenten Verkörperung wohnte, soll in Vischnu's Kraft nach Lanka (Ceylon) einen Heldenzug unternommen haben, weil der wilde König dieser Insel ihm seine Gattin fortgeführt habe. Dabei habe sich dann im Süden Indiens ein gewaltiger Affe mit den Affenschaaren, deren König er war, dem Vischnu-Rama zu Dienst gestellt, über die Meerenge zwischen Südindien und Ceylon ihm eine Brücke von Felsen gebaut. Hanuman sei der Name dieses Affen gewesen. Ohne Zweifel hat in grauem Alterthum wirklich ein indischer Fürst, der Rama hieß, einen solchen Zug nach Ceylon gemacht und mag dabei wohl von einem rohen, den Affen gleich im Walde lebenden Volksstamme des südlichen Indiens unterstützt worden sein; aus den nach Affenart lebenden Menschen sind dann in der Sage wirkliche Affen geworden, und weil ihr König Hanuman dem Gotte Vischnu-Rama ein getreuer Dienstmann war, so ist der Affe Hanuman mit der Zeit dem armen Volke ein Gegenstand seiner Verehrung geworden. Nicht weniger als drei Tempel sind diesem Affengotte in Guledgudd erbaut; in dem einen derselben heißt der Gott zu ehrenvoller Auszeichnung „Schwanzhanuman", weil sein dortiges Bild sich eines besonders langen Schweifes erfreut. Aus der Entwicklung dieses Hanuman-Kultus kann man ersehen, wie die Verirrung des Heidenthums allmälig zu gotteslästerlicher Verrücktheit wird.

In fünf weiteren Tempeln wird Siwa angebetet. Aber auch dieser in verschiedenen Formen. Im ersten der fünf beugen sechs Brahmanenfamilien dem Siwa zu Ehren ihre Kniee vor dem Stavara-Linga (unbeweglicher Phallus), jener Figur, welche die Zeugungs-

kraft des Gottes veranschaulichen soll. Im zweiten und dritten Tempel bringen die Sudra's derselben Figur ihre Verehrung dar; jedoch ist hier das Eigenthümliche, daß der heilige Reitstier des Siwa, Basawa genannt, als andächtiger Verehrer vor dem Lingasteine sitzt. Eben dieser Stier des Siwa nimmt im vierten und fünften der Siwatempel selber den Götterthron ein.

Ein weiterer Tempel Guledgudds gehört der Gemahlin des Siwa, der schrecklichen Todesgöttin Durga oder Durganwa (anwa = Mutter oder Frau). Er wurde vor dem westlichen Thore der Stadt erbaut, gerade zu der Zeit, als Missionar Kies am östlichen Ende sich niederließ. Daher die Leute damals scherzweise sagten, sie wollen doch sehen, wer am Ende ihre Stadt erobern werde, ob der Missionar vom Osten oder die Durga vom Westen her. Einige Jahre hernach hat der Erbauer des Durgatempels, als die muthwillige Jugend Guledgudds seine Gaukeleien aufdeckte, das Weite gesucht, und nun steht sein Tempel sehr verlassen da: möge das den Bewohnern ein gutes Vorzeichen von dem endlichen Siege des Sendboten Christi sein!

Unsere Aufzählung der Tempel ist noch nicht zu Ende. Die Dewanga- oder Hattegara-Weber verehren als ihre Schutzgöttin die Bale-Sankri und haben dieser Unholdin zwei Tempel erbaut, den einen vor langer Zeit, der andere ist neu, aus soliden Quadersteinen aufgeführt. Dieser ist es, in welchem, ehe er eingeweiht war, Missionar Kies nach seiner Ankunft in Guledgudd neun Monate lang seine Wohnung hatte, und wo er auch die Taufe an den zwölf Erstlingen der Guledgudd-Gemeinde vollzog. Den Hauptsitz der Verehrung hat aber die Bale-Sankri fünf Stunden von Guledgudd in der Nähe von Badami; dort kommen alljährlich aus allen Gauen Südmahratta's die Wallfahrer zusammen. Vor zwei Jahrzehnten soll die Cholera bei einem solchen Feste so furchtbare Verheerung angerichtet haben, daß von ganzen Familien keine Seele mehr in die Heimat zurückgekehrt sei.

Eine dritte Göttin, die in Guledgudd zwei ärmliche Tempelchen hat, ist Demanwa. Einer vierten, Kentschanwa, ist als Schutzpatronin des benachbarten Weihers ein Tempel geweiht. Sie sei die schöne Tochter des Schultheißen von Mäsur im Süden des Dharwar-Kollektorates gewesen und bei der Eindämmung des dortigen großen Sees als keusche Jungfrau den Dämonen geopfert worden, damit der mächtige Damm nicht durchbrechen möge. Der Damm brach

zwar hernach dennoch durch. Gleichwohl findet sich über das ganze Kanaresenland neben den Dämmen aller größeren Bewässerungsteiche ein solches Kentschauwa-Tempelchen, ähnlich wie in katholischen Landen auf den Brücken Nepomuk nicht fehlen darf.

Das letzte der Tempelchen endlich gehört der Mogauwa an und steht auf einer weithin sichtbaren Bergspitze in der Nähe der Stadt. Diese Göttin selbst ist aber nichts Anderes als die hervortretende Ecke eines Sandsteinfelsen (Mogauwa = Frau Bergspitze). Dessen ungeachtet soll sie einen Gemahl haben, der in der Gestalt eines am Fuße des Berges befindlichen Bewinabaumes angebetet wird. In Cholerazeiten sieht man Schaaren der Guledguddleute dieser Mogauwa ihre Opfer bringen. Die Worder oder Steinbrecher, die das ganze Jahr hindurch rechts und links den übrigen Felsen Stücke abschlagen, würden nie wagen, an dem dieser Göttin geheiligten Dienstage ihre Steinkarren unten am Berge vorüber zu führen. Und wenn jene Krankheit herrscht, wollen sie lieber Wochenlang darben, als ihre der Göttin geweihten Büffel anspannen und dadurch den Zorn derselben noch weiter reizen.

Also siebzehn Götterhäuser der Heiden in diesem Städtchen! Dazu kommen noch vier Moscheen, darin die achthundert muhamedanischen Bewohner Guledgudds ihre Gebete und Ceremonien verrichten. Doch sind dieß armselige Gebäude, wie diese Schaar von Muselmanen selbst meist aus armen, unwissenden, dazu dem Trunke ergebenen Leuten besteht.

Außer ihren Tempeln haben die Heiden noch eilf Klöster in Guledgudd, theils von Mönchen, theils von verheirateten Priestern bewohnt. Eines, eine Art Einsiedelei außerhalb der Stadt, dient als Herberge für durchreisende Priester und arme Lingaiten, für welche der Einsiedler Mehl, Schmalz, Oel in der Stadt erbetteln darf. Zwei andere sind Ableger des „Regenmacherklosters", welches sechs Stunden nordwestlich von Guledgudd gelegen ist und vor wenigen Menschenaltern gegründet wurde von einem Manne, der ein mächtiger Beschwörer der Wolken gewesen sein soll.

Die Weise aber, in welcher die Heiden in Tempeln und Privathäusern den Göttern dienen, ist in Guledgudd dieselbe, wie in ganz Indien. Unverstandene Sanskritgebete (denn das Volk, zumal Südindiens, versteht die alte Sanskritsprache nicht mehr) werden hergemurmelt, Kokosnüsse, Zucker, Mehl, Oel, Gebackenes wird vor den

Götterbildern niedergelegt, die Bilder werden mit Blumen bestreut, Weihrauch wird angezündet, die Glocken, die über dem Eingang hängen, werden angeschlagen, mit Handglocken wird geklingelt. Bei besonderen Festen opfert man auch, zumal der Todesgöttin Durga, blutige Opfer. Die Göttin Moganwa wird, alle drei Jahre Einmal, sogar gebadet im Blute eines Büffelstiers, welcher die Jahre zuvor ihr Gemahl geheißen und als solcher frei auf den Fluren hat weiden dürfen. Bisweilen sind die Priester der Gegenstand der Anbetung, sie müssen dann regungslos wie ein stummes Götterbild dasitzen und werden bis an den Hals mit Blumen bedeckt.

Auch eine Art religiöser Vorlesungen findet manchmal statt. Irgend ein reicher Bürger oder eine Gesellschaft wohlhabender Kastengenossen beruft einen der heiligen Schriften kundigen und mit starker und geläufiger Stimme begabten Mann zum erklärenden Vortrag einer Schrift. Soll die Sache in glänzendem Style geschehen, so bringt dieser noch einen besondern Vorleser und etliche Zitterspieler und Pankenschläger mit. Es wird festgesetzt, daß diese Personen, so lange die Vorlesungen dauern, von den Gliedern der Gesellschaft festlich gespeist werden und am Schlusse jeder, je nach seiner Rolle, eine Summe Geldes und Ehrengeschenke erhalten sollen. Darauf wird ein geräumiges Lokal bestimmt, meist ein Kloster oder ein Tempel. In diesem versammeln sich die Hörlustigen jeden Abend. Bei der Eröffnung erheben sich alle Anwesenden und recitiren stehend einen Vers, in welchem Ganesa mit dem Elephantenkopf als der Gott der Weisheit und Geber aller Erkenntniß angerufen wird. Nachdem sich die Versammlung niedergelassen, singt der Vorleser, von den Zitterspielern begleitet und auf dem Grundton ihrer Instrumente ruhend, in der eigenthümlich recitirenden Weise der Hindu's, mit einer Unzahl kurioser Triller und Schnörkel am Anfang, Mitte und Ende, zuerst einen ganzen Vers, hierauf, in natürlicherer Stimme, die erste Vershälfte noch einmal. Nun hält er mit seinen Begleitern inne, um dem Erklärer das Wort zu lassen. Dieser macht mit einem überschwenglichen Aufwand von Geberden aller Art seine Person und Erklärung wichtig, bietet alle Gelehrsamkeit, Beleseneheit und eigene Phantasie auf, strengt seine Stimme an so viel ihm möglich ist. Der gegenübersitzende Responsor fällt nach jedem Satze ein mit „hon" (Ja!) und die ganze Versammlung nickt Zustimmung und Bewunderung. So geht es fort Abend für Abend, bis das ganze Buch durchgemacht

ist, wozu es in der Regel ein bis zwei Monate braucht. Denn je länger es dauert, desto größer werden die Kosten, desto mehr Verdienst und Ruhm bringt also die Sache den Unternehmern ein. Der Schluß des Ganzen ist eine pomphafte Procession und ein großartiger Schmaus. Bei einem solchen Anlaß sollen vor einiger Zeit einige Bürger nicht weniger als 700 Rs. verschwendet haben, während dieselben Leute kurz zuvor aus lauter Knickerei die in ihrem Stadttheile errichtete Regierungsschule elendiglich haben eingehen lassen und ihren Knaben kaum einen Kreuzer zum Anschaffen eines Lesebüchleins geben.

Auch sogenannte „Vereine der Frommen" (Sadhu Mandle) giebt es in Guledgudd. Die Grundlage ihrer Ueberzeugungen ist Pantheismus, die Identität des unendlichen und endlichen Geistes. In die Gottheit sich zerfließen zu sehen ist das ersehnte Ziel. Wie so oft bei Sekten dieser Art, so geschieht es auch bei ihnen nicht selten, daß die Dieselbigkeit des Menschen mit Gott zum Freibriefe des Fleisches wird: Sünde ist ja nicht möglich, wenn alles Thun des Menschen ein Thun Gottes in dem Menschen ist. Eine Hauptaufgabe besteht dann ferner darin, ihre Identität mit der Gottheit durch den Besitz wunderbarer Kräfte zu beweisen. Freilich will es ihnen nicht gelingen, des hiezu erforderlichen Steines der Weisen habhaft zu werden. An umherziehenden Gauklern, die diesen Stein versprechen, fehlt es zwar nicht, aber die hochgespannten Hoffnungen werden schmerzlich enttäuscht. Vor etlichen Jahren hielt sich ein Magier dieser Art in einem benachbarten Garten auf und wurde von der leichtgläubigen Menge als Heiliger verehrt; triumphirend blickte der „Verein der Frommen" auf den christlichen Missionar herab: nun sei der Mann gekommen, vor welchem dieser zu Schanden werde. Aber eines Morgens fand man den Heiligen mit etlichen seiner Schüler halb von Sinnen auf dem Boden liegend; sie hatten, um in die rechte Entzückung zu gerathen, Abends zuvor von einer Giftpflanze gegessen, die nach des Meisters Versicherung noch kräftiger als das Trinken von Branntwein und Rauchen von Hanf und Opium zum Ziel führen sollte. Die redlichen Mitglieder dieser frommen Vereine haben sich, nachdem Bruder Kies vor einem Jahrzehnt seine Arbeit begonnen hatte, allmälig zu Christo führen lassen. Andere sind seither ausgetreten. So hat der Verein im letzten Jahrzehnt an Zahl und Ansehen starken Verlust erlitten.

Ein kanaresisches Fabrikstädtchen.

Nach Mittheilungen des Basler Missionars G. Kies zu Guledgudd.

1. Guledgudds Lage.

Für richtige Würdigung der Mission, ihrer Hindernisse, ihrer Erfolge, ihres Ganges, ihrer Bedürfnisse ist ein Haupterforderniß richtige, detaillirte, anschauliche Erkenntniß jeder der Bevölkerungen, mit welchen sie es zu thun hat. Von diesem Gesichtspunkt aus bietet die nachfolgende Schilderung des indischen Städtchens Guledgudd, in welchem Missionar Kies vor etwas mehr als zehn Jahren eine Missionsstation begründet hat, vielfaches Interesse dar, zumal die Verhältnisse Guledgudds bei vielen der indischen Städte im Wesentlichen wiederkehren.

Guledgudd liegt 16° 13′ nördlich vom Aequator, 75° 51′ östlich von Greenwich. Es gehört zum Taluk oder Oberamt Badami, dieses selbst zum Kollektorate (Steuereinnehmereikreis) Belgaum und deshalb zur Präsidentschaft von Bombay. Das Städtchen ist dicht am Fuße des Guleda Gudda erbaut, der es von West und Nord in Ellbogenform umschließt und 500—600′ relative Höhe hat. Wie alle seine Nachbarn besteht dieser Berg aus Sandstein von bunter Farbe und dicken Schichten in zum Theil ganz horizontaler Lage; die mannigfach gestalteten Sandfelsen und die bebuschten Abhänge des Berges geben der Landschaft zumal in Vergleich mit der Eintönigkeit der benachbarten schwarzen Ebene ein malerisches Aussehen. Diese Sandsteinhügelgruppe fängt 10 Stunden südlich von hier bei Gadschendraghar an und läuft in einem 12 Meilen langen Bogen, an dessen nördlichem Rande Guledgudd liegt, in westlicher Richtung über Badami und Ramdurg bis Samodatti vor. Wie eine Insel sekun-

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset